Expedition in Amerika: B. HERDER, 19, South fifth Street, St. Louis, Mo.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 8. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. August 1875.

Drei Monate auf Haiti.

(Schluß.)

Wenn Sie wollen, können Sie die bisherige Schilderung die Glanzseite der Republik nennen; in den übrigen Beziehungen sieht es viel kläglicher aus. Das Volk hat gegen die Arbeit das volle Maß der Abneigung, das man bei den Eingebornen der heißen Zone meistens antrifft. Die innere Verwaltung, Industrie und Kultur steckt noch ganz in den Kinderschuhen. Seit 80 Jahren ist rein Nichts geschehen, um die Straßen in den Städten zu unterhalten oder Wege in den Bergen anzulegen. Port-au-Prince zählt 25,000 Einwohner und hat eine vortheilhafte Lage; unter den Franzosen war es eine schöne Stadt. Die Straßen sind sehr breit und schnurgerade, hie und da findet man noch Spuren der früheren Trottoirs und des alten Pflasters, Spuren, die noch vom vergangenen Jahrhundert herdatiren und welche die Zeit noch nicht völlig hat vernichten können; aber nirgendwo ist die Straße auf eine Strecke von 25 Meter in fahrbarem Zustande. Küchenabfälle, Auskehricht und Ähnliches nimmt die Mitte der Straße ein; zu beiden Seiten reitet und geht man, während die Frauen, arme und reiche, mit ihren Kleidern, die um ein Meter zu lang sind, ihr Bestes thun, um die Wege zu fegen und Alles, was eben nicht zu schwer ist, mit sich fortzuziehen. Die strömenden Regengüsse, hier sehr häufig, sorgen für den Rest. In den übrigen Städten sieht es nicht besser aus, vielmehr sind die Straßen oft sogar für Fußgänger beinahe unbrauchbar. Die entsetzlichsten Wege aber findet man in den Bergen. Ich habe sie kennen gelernt und will Ihnen meine erste Reise beschreiben.

In Begleitung des Pfarrers von Jacmel und dreier anderer Personen wollte ich die Reise von Port-au-Prince nach Jacmel zu Land zurücklegen. Das waren 25 Stunden, dabei gab es drei Berge und zwei Flüsse zu passiren. Wir brachen am ersten Tage vor Sonnenaufgang auf, legten längs der Küste 10 Stunden zurück und befanden uns nun am Fuße des bedeutendsten Berges, den wir zu überschreiten hatten; er ist 1500 Meter hoch. Wir wollten auf seinem Gipfel unser Nachtquartier aufschlagen. Nachdem wir bei einem „Divisionsgeneral", der zugleich der einzige Schenkwirth des Dorfes war, zu Mittag gespeist, fing um 3 Uhr Nachmittags das Bergklettern an. Wir hatten freilich nur 4½ Stunden zu machen, — aber das war ein Weg! Meistens war es am gerathensten, sich glatt auf den Rücken des Pferdes zu legen, an dessen Mähne sich festzuhalten und es ruhig voranklettern zu lassen. Glücklicher Weise ging mein Thier einen sichern und festen Schritt; wie oft hätte ein Fehltritt hingereicht, um mich in die grausen Tiefen der Abgründe und Schluchten zu stürzen. Um 8 Uhr Abends kamen wir wohlbehalten auf dem Gipfel des Berges an und nahmen unser Quartier in einer Hütte. Die Nacht war reizend. Der klare Mondschein gestattete uns, von dieser hohen Warte herab das entzückendste Panorama zu genießen. Tief zu unseren Füßen lag vom flimmernden Silberlichte des freundlichen Nachtgestirns übergossen die Bai, aus deren innerstem Winkel die Stadt Port-au-Prince zu uns matt, aber doch erkenntlich emporglänzte; an der jenseitigen Küste dehnte sich ein schwach blinkender Saum von Dörfern und Städten aus, während die Bergriesen den mächtigen Hintergrund des nächtlichen Landschaftsbildes abschlossen. Am Morgen hieß es abwärts steigen und das war keine Kleinigkeit. Wieder war es vortheilhaft, sich platt auf das Pferd zu legen, nur mußte man jetzt sich in Acht nehmen, um nicht rascher als das Pferd den abschüssigen Weg zurückzulegen. An manchen Stellen zog ich es jedoch vor, auf eigenen

Füßen hinunterzuklettern. Als dieser und die folgenden Berge überstanden waren, nahmen die Flüsse unsere Geduld in Anspruch. Wir ritten ihrem Laufe entlang; nur mußten wir bei den zahllosen Windungen bald diesen, bald jenen überschreiten; das geschah an die 76 Male und denken Sie dabei ja nicht etwa an eine Brücke; denn diesen Luxusartikel kennt man in der ganzen Republik nicht, auch nicht in oder bei der Hauptstadt. Ich hatte ein kleines Reitthier, und das war mit Schuld, daß ich mir wenigstens 40 Male die Füße gehörig netzte. Am Abend des zweiten Tages langten wir in Jacmel an. Ich hatte mit den Bergwegen von Haiti etwas Bekanntschaft gemacht; das war aber nur ein Vorspiel, denn man sagte mir: „Ihre Pfarrei kann sich der wildesten Bergpartie auf der ganzen Insel rühmen.“ Wahrscheinlich um mir Muth zu machen, erzählte man mir, wie vor anderthalb Jahren ein Pater des hl. Herzens Mariä auf der Rückkehr von Saltrou nach Port-au-Prince einen kleinen Unfall erlitt. Vom Gipfel eines Berges führte ein schmaler, in den Felsen gehauener Fußsteig hernieder, rechts ein Abgrund, links eine steile Felsenwand von 200 Meter; das Pferd macht einen Fehltritt und stürzt; trotz aller Vorsicht und Behendigkeit des Paters zieht ihn das rollende Pferd nach sich, bis es ihm gelingt, sich an einer Wurzel festzuklammern, während das Thier in der Tiefe verschwand.

P. Begin und ich sind freilich nur 8 Stunden von einander entfernt; allein glauben Sie ja nicht, ein Besuch sei eine leicht zu bewerkstelligende Sache. Vernehmen Sie den Thatbestand. Ich besteige eine Fischerbarke, die ein Segel hat, Abends um 9 oder 10 Uhr oder auch um Mitternacht, je nachdem meine Bootsleute sich einfinden oder eine frische Brise sich erhebt, um das Segel zu schwellen. Bei Tage fährt man hier nicht. Wir fahren nun der Küste entlang; ist der Wind gut, so kömmt man voran; wird er zu stark, so zieht man das Segel ein und läßt sich vorantreiben; geht kein Wind, so bleibt man liegen. Sie denken wohl, man könnte rudern, und das um so leichter, da die Barke klein ist. Doch nein, das ermüdet ja; die Bootsleute werden es einen Augenblick versuchen, aber gleich einmüthig erklären: „Pater, das sind wir nicht gewohnt; wir sind müde“ — und dann legen sie sich ganz ruhig auf's Ohr. Mag auch der dringendste Grund Ihre Ankunft erheischen, sie rühren keine Hand, um zu rudern.

Die Bodenkultur legt gleichfalls Zeugniß ab von der Sorglosigkeit der Behörden und der Trägheit der Bewohner. Dieser reiche Boden, der ehemals „das Paradies der Franzosen“ hieß, diese herrliche Gegend, die heute noch „die Königin der Inseln“ zubenannt wird, sowohl wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihrer trotz der tropischen Hitze so gesunden Luft, als auch wegen der großartigen Pracht der Berge und landschaftlichen Scenerien, dieses schöne Land ist meistens nur für den nothwendigsten Lebensbedarf und nach Laune und Bequemlichkeit der einzelnen Familien angebaut. Die Hauptkulturpflanze ist die Kaffeestaude; doch bei rationellem Betrieb könnte man 20mal mehr einernten. Außerdem zieht man noch etwas Bananen, Zuckerrohr, Cacao, Baumwolle. Kostbare Holzarten finden sich auch in Menge, allein deren Ausbeutung kostet Arbeit und die scheut man hier; dagegen werden Bretter aus den Vereinigten Staaten eingeführt und mitten im herrlichsten Waldlande um theures Geld verkauft. Die werthvollen Baumfrüchte, Kokosnüsse, Orangen u. s. f. gelangen wenig zur Ausfuhr, denn das Sammeln erheischt ja Arbeit!

Und bei alldem sind die Schwarzen eifersüchtig auf ihr Land; ihnen allein gehört es; sie wollen keine fremden Colonisten. Ja, es ist ein Grundgesetz des Freistaates, daß kein Fremder einen Zoll Landes oder einen Stein von einem Hause als Eigenthum besitzen könne; der Fremde kann Land und Wohnung nur miethen und das gilt auch für Priester und Ordensschwestern, sofern sie nicht geborene Haitier sind. Msgr. Guillour baute zu Port-au-Prince auf eigene Kosten und durch einige Almosen unterstützt ein Seminar; die Regierung steuerte keinen Pfennig bei. Als der Bau im März vollendet war, erklärte der Ministerrath Alles für Staatseigenthum. Freilich liegt diesem Beschlusse etwas Anderes zu Grunde, als Achtung vor der Majestät der Constitution — es ist Feindseligkeit gegen die Religion, und die Beamten machen auch kein Hehl daraus. Das Concordat von 1861, das der Papst mit dem Präsidenten Geffrard abschloß, verlangt Bischöfe, Priester katholischen Cultus, die Landgemeinden fordern dasselbe; die Regierung muß wohl oder übel diese Forderungen berücksichtigen; allein sie verschleiert ihren bösen Willen durchaus nicht. Den gegenwärtigen Präsidenten ausgenommen, der für einen Mann der Ruhe gelten will, sind alle hohen und niederen Beamten Gegner des Erzbischofs. Das Lyceum von Port-au-Prince und die 35 weltlichen Schulen der Stadt sind, wie die der übrigen Städte, offiziell ohne Religion; mehrere Lehrer führen ein Leben des Ärgernisses. Doch das eigentliche Volk theilt diese religionsfeindlichen Gesinnungen nicht; dafür bürgt der Zudrang zu den Schulen der männlichen und weiblichen Congregationen. Der Obere der Schulbrüder äußerte mir gegenüber: „Wir sind so eingeschränkt, daß ich dreimal so viel Kinder, als wir haben, abweisen mußte.“ Und doch zählte seine Schule wenigstens 200.

Aber woher dieser religionslose Geist in den besseren Kreisen? Alle Gebildeten und Vornehmen haben Erziehung, Wissenschaft und Gottlosigkeit in den Lyceen von Bordeaux und Havre geschöpft; sie unterstützen mit ihrem Einfluß und Geld den Protestantismus; unter dem Aushängeschild der Wohlthätigkeit und Bildung verbreiten sie die Freimauerei und dieser Geheimbund treibt seine Verzweigungen bis in unsere Dörfer. Dazu wird das Land von den gottlosen und unsittlichen Erzeugnissen der französischen Tagespresse überschwemmt; von daher ziehen der Haß gegen die Religion und das Gelüsten nach gewaltsamer Revolution seine beständige Nahrung. Der Erzbischof kämpft nach Kräften gegen das Übel an. Er hat den Plan, eine katholische Normalschule einzurichten, um gute Lehrer heranzubilden. Für nahezu eine Million Bewohner hat er nur 12 Schulbrüder und 15 Schwestern! Und doch, was könnte hier mit ausreichenden Kräften geleistet werden!

Wir haben es selbst erfahren, daß man das Volk schon aus seiner dumpfen Gleichgiltigkeit, die in manchen Gegenden herrscht, aufrütteln kann. Ich beschränke mich auf unsere Pfarreien. Die ersten 3—4 Wochen gingen die Sachen sehr flau. Sehr Wenige kamen des Sonntags zur Messe; Beichten und Communionen gab es fast gar nicht. Beim Anbruch der Fastenzeit veranstalteten wir Abends ein gemeinschaftliches Gebet und fügten mehrmals in der Woche eine Unterweisung dazu. Weil meine Pfarrkinder nur gewohnt waren, 4—5 Male im Jahre die heilige Messe zu hören, so begriffen sie natürlich gar nicht, warum sie jetzt jeden Abend kommen sollten. Da ich keinen Sakristan hatte, so läutete ich selbst und wartete auf Zuhörer. Die ersten vier Tage stellten sich richtig 2—3 ein. Meine Leutchen hatten sich auch nie mit der Eintheilung der Zeit in Stunden beschäftigt; ich mochte daher die Stunden noch so oft angeben und zum Gottesdienste läuten, sie kamen, wenn es ihnen eben einfiel; die Messe war auf $8^1/_2$ Uhr festgesetzt; dreimal wurde in Zwischenräumen von je einer halben Stunde dazu geläutet; trotzdem kamen noch lange Zeit hindurch einige um 10 Uhr, andere um 12 Uhr oder gar in den Nachmittagsstunden, um die Messe zu hören. Ähnlich ging's mir mit dem Katechismus. Ich mußte mir fast jedes Kind eigens holen und oft den Schulmeister noch obendrein. Was die Leute am meisten in Erstaunen setzte und uns ihr Vertrauen gewann, war, wie sie mir später eingestanden, daß wir immer willig und bereit waren, sie anzuhören und uns mit ihnen zu befassen. Sie merkten, daß wir gern unter ihnen seien und für sie lebten. Das zog. Vom zweiten Fastensonntag an nahm die Zahl der Kirchengänger immer mehr zu und bald war bei Messe und Unterricht auch an Werktagen die Kapelle viel zu klein. Um den Empfang der heiligen Sakramente zu befördern, betete ich mehrmals in der Woche die Vorbereitungsgebete zur heiligen Communion in der Kirche laut vor. Auch das hatte Erfolg. Für Ostern wurde eine feierliche erste heilige Communion angesetzt. Viele meldeten sich dazu und nahmen an dem Unterrichte Theil. Doch ließ ich schließlich nur 45 zu, 17 Kinder und 28 Erwachsene. Eine große Zahl solcher, die 12—15 Meilen entfernt wohnten, blieben die ganze Charwoche in der Nähe der Kirche, um ja nichts zu verabsäumen.

Meine Erstcommunikanten machten auch regelrechte dreitägige Exerzitien; die reichsten Bewohner des Dorfes schmückten auf eigene Kosten unsere Kapelle mit bunten Teppichen und Seidenstoffen, mit Blumen und Guirlanden. In feierlicher Prozession zogen die Erstcommunikanten durch die festlich geschmückten Straßen nach der Kirche. Beim erhebenden Akte der Spendung des heiligen Sakramentes gab es Thränen der Freude — aber auch der Trauer bei den Zurückgesetzten. Das Fest wirkte gut. Noch am selben Tage baten mich Viele, die bisher gleichgiltig geblieben waren, doch auch sie alsbald zur ersten Communion vorzubereiten. Was mich am meisten rührte, war die Scene am Abend. Alle Erstcommunikanten kamen zu mir und baten, morgen noch einmal communiziren zu dürfen. „Pater, wir sind heute so glücklich — der liebe Gott hat uns so glücklich gemacht; er gefällt sich also in unseren Herzen," das war der Beweggrund ihrer Bitte. Doch wagte ich es nicht, sie alle sofort noch einmal zum Tisch des Herrn gehen zu lassen; ich schlug den Mittelweg ein, daß ich ihnen für den nächsten Sonntag dieß Glück in Aussicht stellte, falls sie sich zusammennähmen; sogleich war ihr Entschluß gefaßt. Vier ausgenommen blieben alle auch diese ganze Woche noch in der Nähe der Kirche, um täglich die Messe zu hören, den Gebeten und dem Unterrichte beizuwohnen und sich so auf die zweite heilige Communion vorzubereiten. Am Samstag beichteten sie alle. Auch ein ganz von Krankheiten gebrochener Greis schleppte sich einen Weg von 2 Meilen herbei, um zu beichten. Auf Ostern hatte er seine erste heilige Communion gehalten. Er sagte zu mir: „Pater, du mußt in 8 Tagen abreisen und ich werde bald sterben; also muß ich die Gelegenheit benützen und mir einen Vorrath von Kraft sammeln bis zum Tag meines Todes."

Leider konnten wir nur noch kurze Zeit verweilen. Die Leute wußten das und es ging ihnen zu Herzen. Sie benützten diese Tage noch gut. Rührend war der Abschied. Sie hatten ihre geistliche Armuth kennen gelernt und baten uns dringend, sie dem Gebete aller eifrigen Christen zu empfehlen. Welcher Wirkungskreis für junge, kräftige Priester, die von wahrem Seeleneifer belebt sind!

Korea.

II. Einführung des Christenthums in Korea.

Die Missionsgeschichte von Korea ist in hohem Grade geeignet, ein vielseitiges Interesse zu erregen. Abgesehen davon, daß sie ein Reich betrifft, das sich nicht nur der Kenntniß der Europäer bisher entzog, sondern auch seinen nächsten Nachbarn gegenüber in strengster Abgeschlossenheit zu erhalten wußte, ist die Geschichte der Kirche von Korea die Geschichte einer verfolgten und leidenden Kirche, im vollen Sinne des Wortes eine Martyrergeschichte. Doch diesen erhabenen Vorzug theilt sie mit mancher andern. Japan zählt seine Blutzeugen nach Hunderten und Tausenden, Tongkin ist mit Martyrerblut gleichsam überschwemmt und kürzlich noch meldete man aus mehreren Provinzen China's, daß wiederum Blut geflossen sei zum Zeugniß des Glaubens an Christus. In Japan treffen wir Christengemeinden, welche Jahrhunderte hindurch ihren Glauben treu bewahrten, obschon sie der priesterlichen Hilfe, und somit der stärkenden Gnade der meisten Sacramente, des Opfers und der Macht des lebendigen Wortes entbehrten; den gleichen Ehrenvorzug theilt Korea. Aber hier finden wir noch mehr; hier wird auf eine in der Verbreitung des Christenthums beinahe einzig dastehende Weise das Christenthum begründet. Ohne Beihilfe der Missionäre, bloß durch den Eifer einiger koreanischen Neubekehrten, die sich Unterricht und Taufe in der chinesischen Hauptstadt holen, werden blühende Christengemeinden in's Leben gerufen und erhalten; der Druck der Verhältnisse verweigert diesen Tausenden von Gläubigen Jahrzehnte hindurch allen priesterlichen Beistand und dennoch bestehen sie glorreich blutige Verfolgungen und liefern eine nicht geringe Anzahl glaubensfreudiger Martyrer. Der erste Priester, der Korea betritt, muß es — nicht als ein Land der Heiden, sondern — als eine reiche Stätte von glorreichen Blutzeugen betreten. Und zum zweiten- und drittenmal wird den koreanischen Gemeinden der Priester durch das Henkerbeil geraubt und durch die ausgedehnteste und strengste Polizeiaufsicht den Missionären der Eintritt in's Land unmöglich gemacht; dennoch blüht der Glaube, trägt in den Leiden der Verfolgung und den Qualen der Folter die schönsten Früchte der Hoffnung und der Liebe und senkt seine Wurzeln fester in den blutgetränkten Boden. Die Geschichte der Kirche Korea's hat gerade deßhalb auch in diesem Augenblicke für die Katholiken ein ganz besonderes Interesse, wie sie zugleich auch für dieselben besonders lehrreich ist.

Wir haben früher erzählt, daß der König von Korea jährlich eine Gesandtschaft abordnet, um aus Peking als Zeichen der Abhängigkeit den chinesischen Kalender zu holen. Es ist dieß fast die einzige Verbindung Korea's mit dem Auslande; sie genügte aber, um unter andern chinesischen Büchern auch mehrere von den Jesuitenmissionären verfaßte Religionsschriften nach Korea gelangen zu lassen. Zwar ist die koreanische Sprache von der chinesischen ganz verschieden, allein die Schriftzeichen und deren Bedeutungen sind dieselben; es verhält sich nämlich mit der chinesischen Schrift, wie unter den europäischen Völkern mit den sogenannten arabischen Zahlzeichen, die bei allen trotz der verschiedenen Wortlaute bei der Lesung denselben Werth und Sinn haben. Man hat schon mehrfache Vorschläge gemacht, eine Schriftsprache aus diesen Zahlzeichen herzustellen, so daß die Begriffe und deren mannigfache Verbindungen im Satz durch Zahlen ausgedrückt würden. Wäre dieser Plan durchgeführt, so hätten wir, was Koreaner und Chinesen besitzen, eine Schrift, die von den einzelnen Völkern zwar verschieden ausgesprochen, aber doch von allen verstanden würde, eine allgemein verständliche Zeichensprache. So kommt es, daß die Koreaner chinesische Bücher ganz gut verstehen. Auf diese Weise wurden die für die Chinesen abgefaßten Religionsbücher zugleich die Quelle, aus der Korea seinen Glauben schöpfte. Einige von diesen fielen nämlich koreanischen Gelehrten in die Hände, die unter sich eine Art wissenschaftlichen und literarischen Vereines zur Erforschung der Wahrheit gebildet hatten. Die Einfachheit, Klarheit und Vernünftigkeit der Lehre, die Sicherheit und lichtvolle Bestimmtheit, mit der über die schwierigsten und höchsten Fragen die allseitig befriedigendsten Aufschlüsse gegeben wurden, überraschten unsere koreanischen Philosophen auf's lebhafteste und überzeugten sie von der Wahrheit der Lehre. Sie beschlossen, die Gelegenheit einer Gesandtschaft zu benützen, um einen aus ihnen nach Peking zu senden, damit er daselbst mit den europäischen Gelehrten in Verbindung trete, Aufschluß über

noch dunkle Punkte sich hole und weitere Religionsschriften mitbringe. Das Jahr 1783 erwies sich hiefür besonders günstig, da der Vater eines jener jungen Gelehrten zum dritten Gesandten ernannt wurde und dieser selbst ihn begleiten sollte. In Peking waren damals vier christliche Kirchen. Der junge koreanische Gelehrte ließ sich alsbald zum Bischofe von Peking, dem Franziskaner Alexander Govea, führen und theilte ihm die überraschende Kunde von dem Verlangen einiger Koreaner mit. Wie groß war der Trost und die Freude der Missionäre! Der Jüngling wurde unterrichtet und erhielt bald die heilige Taufe, bei der er den Namen Petrus annahm, weil man hoffte, er werde der erste Grundstein der zu gründenden koreanischen Kirche sein.

Im Frühjahr 1784 kehrte er, reichlich mit Büchern, Bildern und Cruzifixen versehen, in seine Heimath zurück. Mit Sehnsucht erwarteten ihn seine Gefährten. Groß war ihr Jubel, als er ihnen die mitgebrachten Schätze an Büchern und religiösen Gegenständen zeigte und zum ersten Male von dem Dasein einer Heilsanstalt für die ganze Welt, von ihrer Einrichtung, ihrer Lehre, dem Gottesdienste, den heiligen Sacramenten aus eigener Anschauung und Erfahrung Nachricht gab. Der eifrigste unter ihnen, Pirki, ließ sich bald von Petrus die Taufe spenden und nahm den Namen Johannes an. Ein Anderer, der sich den Namen Franz Xaver wählte, weil die Ausbreitung der neuen Religion sein Hauptaugenmerk bilden sollte, war der Dritte im Bunde dieser ersten koreanischen Christen. Alle drei gehörten einflußreichen und berühmten Familien an und hatten sich nebenbei durch Gelehrsamkeit bereits einen persönlichen Ruf erworben. Da sie nun öffentlich als Prediger Jesu Christi auftraten, in allen Gesellschaften und Vereinen der Adeligen und Gelehrten die neue Lehre verkündigten, und Beweise von deren Erhabenheit und Schönheit entwickelten, fehlte es nicht an Aufsehen, aber auch nicht an lohnenden Erfolgen sowohl in der Hauptstadt Söul und der anliegenden Provinz, als auch in entfernteren Bezirken.

Der Koreaner setzt eine Ehre darein, möglichst viele und



Koreanischer Gelehrter im Studirzimmer.

große Gesellschaften bei sich zu sehen, oder wenigstens möglichst viele zu besuchen. Dieser Umstand leistete Anfangs der Ausbreitung des Christenthums bedeutenden Vorschub. Bereits das folgende Jahr, 1785, zählte den ersten Martyrer, welcher der Vorläufer und Bannerträger einer ganzen Martyrerkirche sein sollte. Der rasche Fortschritt des Christenthums erregte nämlich bald Furcht und Haß. Dieselben Einflüsse menschlicher und diabolischer Bosheit, welche die römischen Kaiser zu Christenverfolgern machten, erwiesen sich ja seitdem überall, wo das Christenthum auftrat, wirksam. Wie hätte Korea eine Ausnahme bilden können? Der Justizminister hoffte durch ein abschreckendes Beispiel die ganze Bewegung in's Stocken zu bringen. Doch wagte er nicht, Hand an die hochgeachteten Führer der Christen zu legen; er ließ Thomas, den Angehörigen einer Dolmetscherfamilie [1] verhaften und seines Glaubens wegen foltern. Mehrere vornehme Christen stellten sich dem Minister als Bekenner derselben Religion vor und verlangten das gleiche Loos mit Thomas zu theilen. Jedoch scheute er sich, den hohen Adel anzugreifen; Thomas aber wurde nach mehrmaliger Folter verbannt und starb bald darauf in Folge der erlittenen Mißhandlungen. Obgleich keine weitern Verhaftungen für den Augenblick wenigstens folgten, so fingen doch die Adelsfamilien, die Christen unter ihren Mitgliedern zählten, an, für sich zu fürchten. Denn nach koreanischen Rechtsbegriffen reicht das Verbrechen eines Familiengliedes oder selbst eines Verwandten hin, die ganze Verwandtschaft um Ehre, Ansehen und Reichthum zu bringen. Es begannen nun Familienscenen sich abzuspielen, in denen Bitten und Drohungen nicht gespart wur-

[1] Die Dolmetscher bilden den vornehmsten Zweig der sogenannten mittleren Klasse, einer Art niederen Adels, dem die Obsorge für die astronomischen, medizinischen, juristischen und mathematischen Institute u. dgl. obliegt.

den, um die neue Lehre zu unterdrücken. Mehrere Christen bestanden glorreich alle Versuchungen, andere und darunter leider die früher so muthigen und glaubensfreudigen Petrus und Johannes, gaben dem Drängen ihrer Familie nach und zogen sich vom Christenthume zurück. Diese feigen Rücktritte wurden bald wieder reichlich ersetzt.

Als sich nach einiger Zeit die Aufregung gegen die Christen wieder legte, dachten diese daran, sich so zu organisiren, wie sie es in den Religionsbüchern gefunden. Da sie ihre eigenen Lehrer waren und sich nur aus Büchern unterrichten konnten, muß man ihnen ihr anfängliches Verfahren zu Gute halten und nur ihren wohlgemeinten Eifer loben. Sie wählten nämlich einen aus ihrer Mitte zum Bischof und mehrere zu Priestern. Die Gewählten begannen auch alsbald, natürlich ohne die Priesterweihe, Messe zu lesen, Beicht zu hören, zu firmen und Alles so einzurichten, wie Petrus es zu Peking gesehen hatte und sie es sich selbst aus den erhaltenen Büchern zurechtlegten. Erst nach fast zwei Jahren kamen ihnen bei wiederholter Prüfung gewisser Lehren und Sätze in den Religionsbüchern Zweifel an der Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens. Sie stellten alsbald ihre Funktionen ein und bemühten sich, durch die nächste Gesandtschaft einen Brief an den Bischof von Peking mit der bezüglichen Anfrage zu übermitteln. Die Antwort des Bischofs war selbstverständlich. Doch bevor er ihnen einen Priester senden konnte, sollte nach dem Rathschlusse Gottes eine blutige Verfolgung die aufblühende Kirche von Korea prüfen und befruchten.

Veranlassung bot die Weigerung eines vornehmen Christen, die üblichen Todtenopfer zu bringen. Das benützte die den Christen feindliche Partei zu einer heftigen Agitation und zur Erregung des Fanatismus gegen dieselben. Der König wurde mit Bittschriften, welche die Vernichtung der Christen verlangten, bestürmt. Nach einigem Widerstreben gab er nach. Jetzt begannen Einkerkerungen, Folter und Todesurtheile. Die koreanischen Folterarten, welche bei dieser und in den späteren Verfolgungen zur Anwendung kamen, stehen denen von Tongkin (vgl. diese



Koreanische Landleute.

Zeitschrift 1874 S. 172) an Grausamkeit nicht nach und werden bei jedem Verhör schonungslos verhängt. Die gebräuchlichsten sind: 1) mit einer Platte aus Eichenholz, die 5 Fuß lang, ½ Fuß breit und 1½ Zoll dick ist, werden manchmal in einem Verhör bis an 60 wuchtige Schläge auf die Füße des Opfers geführt, so daß Fleischstücke sich ablösen und schon beim zehnten oder zwölften Schlag das Brett auf den bloßen Knochen aufschlägt; 2) verschiedene Arten von schmerzlichen Geißelungen, bei denen man zur Erhöhung der Qual den Angeklagten auch an den Armen oder Haaren aufhängt; 3) die Verrenkung oder Krümmung der Knochen durch gewaltsames und widernatürliches Zerren und Reißen, wobei durch Ungeschicklichkeit oder Rücksichtslosigkeit der Henker die schrecklichsten Knochenbrüche statthaben; 4) mit einem Strick aus Pferdehaaren, der wie eine Säge gehandhabt wird, zersägt man das Fleisch des Gemarterten an verschiedenen Stellen so lange, bis der Strick zu den bloßen Knochen vorgedrungen ist; 5) man schneidet mit einem Messer aus hartem Holz Fleischstücke aus dem Leibe u. s. f.

Man denke sich die Lage dieser ersten koreanischen Christen. Sie hatten nur eine ziemlich unvollständige Kenntniß der Religion, keine Lehrer, als einige chinesische Bücher, die heimlich in's Land eingeschmuggelt sich nur im Besitze Weniger befanden; sie hatten keinen Priester und konnten somit außer der heiligen Taufe kein anderes Sacrament empfangen. Außer den Henkern und Richtern hatten die meisten noch die Angehörigen ihrer Familie zu erbitterten Feinden, die Alles aufboten, um eine Verläugnung oder wenigstens eine scheinbare Abschwörung zu erzwingen, damit nicht sie selbst wegen eines christlichen Verwandten in Schande und Nachtheil geriethen. Ist es unter solchen Umständen nicht ein handgreiflicher Beweis von der Kraft der göttlichen Gnade, daß zehn Jahre nach der Taufe des ersten Koreaners in Peking trotz der Verfolgung und trotz der leider auch zahlreichen Abfälle schwacher und eingeschüchterter Neophy-

ten man dennoch mehr als 4000 eifrige Christen in Korea zählte? und daß in dieser ersten Periode die Kirche von Korea eine Anzahl von Martyrern und Bekennern aufzuweisen hat, deren Leiden und Muth sie den Heldengestalten der ersten Blutzeugen des Christenthums ebenbürtig anreihen? Die Kunde von diesen ersten Kämpfen der jungen koreanischen Kirche erpreßten dem vielgeprüften Pius VI. inmitten der Gräuel der französischen Revolution Thränen der Theilnahme und der Freude. Als es dann endlich im Dunkel der Nacht vom 23. December 1794 gelang, die Wachsamkeit der koreanischen Grenzsoldaten zu täuschen und an der einzigen Stelle, an der Korea zu Land von China aus zugänglich ist, am Flusse Apno in der Nähe von Pienmen einen als Koreaner verkleideten chinesischen Priester, den P. Tsin, in's Land zu geleiten, hatte die Freude der Christen so zu sagen ihren Höhepunkt erreicht; da sich auch zugleich die Wuth der Verfolgung etwas legte, so konnte dieser erste Priester, obgleich er nur im Verborgenen seines apostolischen Amtes warten durfte, doch eine so segensreiche sechsjährige Thätigkeit entwickeln, daß sich die Zahl der Christen bis auf zehn Tausend vermehrte.

Mit erneuter Heftigkeit brach die Verfolgung 1801 wieder aus, als die Adelspartei der Namin, zu der die meisten Christen gehörten, gestürzt und um ihren politischen Einfluß gebracht wurde. Die Christen wurden als Rebellen verfolgt und für staatsgefährlich erklärt. Warum? Ein hochweiser koreanischer Gerichtshof hatte in einem christlichen Buche den Ausspruch gefunden, daß die drei Feinde, gegen welche die Christen unabläßig zu kämpfen hatten, die Welt, das Fleisch und der Teufel seien; unter Welt konnte nichts Anderes als das koreanische Reich verstanden werden. Der Beweis war ebenso bündig, als wenn die Culturkämpfer aus der päpstlichen Unfehlbarkeit die Reichsfeindlichkeit der Katholiken herleiten. Die Verfolgung entlud sich mit aller Wucht. In der einen Provinz Tsienla wurden 200 Christen eingefangen und gefoltert; und einheimischen Nachrichten zufolge haben in der Hauptstadt allein 300 Hinrichtungen stattgefunden. Auch der einzige Priester in Korea starb als Martyrer. Er hatte sich selbst ausgeliefert, er wollte der Jonas sein und hoffte dadurch den Sturm zu beschwichtigen; die Feinde der Christen hatten es besonders auf den ausländischen Priester abgesehen, dessen bloße Anwesenheit eine Verhöhnung der koreanischen Gesetze war und durch dessen Entfernung sie die Kraft der Christen zu brechen meinten. Die Hoffnungen Beider wurden getäuscht. Allerdings fielen die Vornehmsten und Einflußreichsten unter den Christen theils als Martyrer, theils als Apostaten, und die Übrigen waren verbannt, verarmt, galten als ehrlos; allein gerade die Edikte und Proklamationen der Verfolger, der Muth der Martyrer, die Tugenden der Verbannten machten das Christenthum auch in jenen Theilen von Korea bekannt, die bisher von aller Berührung mit ihm ferne geblieben waren.

In den nun folgenden Jahren herrschte wieder leidliche Ruhe, die aber doch öfter durch Hinrichtungen von Christen unterbrochen wurde; der Glaube verbreitete sich in diesem Zeitraume besonders auch unter den Landleuten in den Provinzen Kanguen und Kiengsiang, die dann auch im Jahre 1815 der besondere Schauplatz der Verfolgung wurden, während im Jahre 1827 die Provinz Tsienla vorzugsweise zu leiden hatte. Während dieses ganzen Zeitraumes war die koreanische Kirche ohne Priester. Rührend sind die ununterbrochenen Anstrengungen der koreanischen Neubekehrten, ihrem Zustande der Verwaisung ein Ende zu machen und wieder Priester zu erhalten. So oft es die Umstände gestatteten, zogen mit der jährlichen Gesandtschaft einige Christen nach Peking und überbrachten dem Bischofe die Bitten und Klagen des verlassensten Theiles seiner Heerde, erzählten ihm von den blutigen Verfolgungen, den Martyrern und den traurigen Fällen von Schwäche, stärkten sich selbst durch den Empfang der heiligen Sacramente, legten ihm Zweifel vor und holten sich Muth, Belehrung und Bücher. Allein der Hauptzweck ihrer Reisen blieb stets unerreicht. Sie konnten keinen Priester erhalten. Mehrmals glaubten sie dem Ziele ihrer heißen Wünsche schon nahe zu sein, aber nach dem unerforschlichen Plane der Vorsehung tauchten immer unüberwindliche Hindernisse auf. Während vieler Jahre reiste z. B. Paul Tieng nach Peking. Bei seiner fünften Reise erhielt er die Zusage für einen Priester auf das nächste Jahr. Unterdessen wurden in Korea alle Vorbereitungen getroffen; zur festgesetzten Zeit begaben sich einige Christen nach Pienmen, um den erwarteten Missionär in Empfang zu nehmen und ihn bei Nacht und Nebel einzuschmuggeln. Welche Enttäuschung für die guten Neubekehrten! Niemand findet sich ein — die Kirche von China war selbst in so betrübender Lage, daß sie unmöglich Aushilfe leisten konnte. Die politischen und religiösen Zustände Europa's wirkten hemmend und lähmend auf die Missionen; die früher blühenden Missionen zerfielen aus Mangel an frischen Mitarbeitern; wie hätte da eine neue begonnen werden können? Und doch war die Zahl der Christen in Korea immer noch bedeutend; es fehlen zwar genaue Nachrichten darüber, allein die Thatsache, daß im Jahre 1827 in zwei Provinzen allein 500 Christen eingekerkert wurden, läßt die Behauptung der Koreaner, die Christen seien damals ebenso zahlreich gewesen, wie zur Zeit des P. Tsin, als kaum übertrieben erscheinen. Zweimal hatten sie sich auch während der dreißig Jahre mit den dringendsten Bitten um Priester an den allgemeinen Vater der Christenheit gewendet, einmal 1812 an Pius VII., und 1825 an Leo XII. Die Propaganda war gleichfalls schon seit einiger Zeit mit Plänen für die Mission von Korea beschäftigt und so wurde 1831 Korea zu einem apostolischen Vikariate erhoben und der Gesellschaft der auswärtigen Missionen anvertraut.

Der hochwürdige Herr Bruguière, Coadjutor des apostolischen Vikars von Siam, auf dessen begeisterte Fürsprache hin sich die Gesellschaft zur Annahme der beschwerlichen Mission entschlossen hatte, und der sich selbst dem heiligen Stuhle zum Besten Korea's anbot, wurde zum ersten apostolischen Vikar von Korea ausersehen. Es handelte sich jetzt darum, in das so eifersüchtig vor Fremden gehütete Land einzudringen. Schiffe durften an dessen Küsten nicht landen. Nur zu einer bestimmten Zeit war es den chinesischen Dschunken erlaubt, in starker Entfernung von den Ufern und unter strengster Überwachung von Seiten koreanischer Beamten zu fischen. Die Missionäre hielten es daher Anfangs für gerathener, das Eindringen in Korea auf dem Landwege zu versuchen. Unter unsäglichen Beschwerden und Gefahren reiste der apostolische Vikar für Korea drei Jahre lang durch China; er sollte das ersehnte Land nicht sehen, er starb am 20. October 1835, nicht weit von Sivang in der östlichen Tatarei.

Der erste europäische Missionär, dem es gelang, Korea zu betreten, war Petrus Philibert Maubant. Am Charsamstag

1836 feierte er zum ersten Male die heiligen Geheimnisse in der Hauptstadt, im December desselben Jahres hatte er bereits über 200 Erwachsene getauft und mehr als 600 Beichten gehört. Da er des Koreanischen noch nicht mächtig war, ließen es sich die guten Neubekehrten nicht nehmen, durch Dolmetscher oder mit Anwendung der chinesischen Schriftzeichen zu beichten. Am 15. Januar 1837 langte ein zweiter Missionär glücklich an; als Packträger überschritt er unangefochten die Grenze; es war Herr Jakob Chastan. Diese Beiden theilten nun das Arbeitsfeld; sie besuchten alle Christengemeinden, stellten überall Katecheten auf, ordneten den Empfang der Sacramente und die Feier der Feste. Sie fanden im Ganzen an 6000 Christen vor, die aber fast sämmtlich in großer Armuth schmachteten und von denen viele aus ihrer Heimath verbannt in den unwirthlichen Berggegenden ein kümmerliches Dasein fristeten. Im December 1837 traf der Nachfolger des hochwürdigen Herrn Bruguière, Msgr. Imbert, ein. Von da an ruhte ein sichtbarer Segen auf der Mission. Im nächsten November hatten die drei Missionäre die Freude, bereits 1994 Erwachsene durch die Taufe der Kirche Christi gewonnen zu haben und Ende 1838 zählte Korea 9000 Bekenner des christlichen Glaubens. Freilich wurden diese Erfolge nur um den Preis großer Anstrengungen erkauft. Hören wir, wie uns Msgr. Imbert seine Tagesordnung beschreibt:

„Ich bin von Müdigkeit erschöpft und großen Gefahren ausgesetzt. Jeden Morgen stehe ich um 1/2 3 Uhr auf. Um 3 Uhr rufe ich meine Hausgenossen zum Gebet und um 1/2 4 Uhr beginnen meine Funktionen, die Spendung der heiligen Sacramente und die Feier der heiligen Messe. Die 15—20 Personen, die so an den heiligen Geheimnissen Theil genommen, können sich noch vor Tagesanbruch entfernen; während des Tages selbst kommen einer um den Andern, um zu beichten und bleiben da bis zum nächsten Morgen. In dem Hause, wo ich die Christen versammle, bleibe ich nur je 2 Tage lang; den Wohnungswechsel nehme ich bei Nacht vor. Ich leide viel Hunger; denn von Morgens 1/2 3 Uhr bis Mittag zu warten und da auch nur eine schlechte und wenig substantielle Nahrung zu finden, ist bei einem trockenen und kalten Klima keine Kleinigkeit. Nachmittags bin ich dann für meine großen Schüler Professor der Theologie; Abends wieder Beichtvater. Um 9 Uhr lege ich mich, da man in Korea weder Bettstelle noch Matratze kennt, auf eine Matte und einen Wollteppich schlafen. Bei einem solchen Leben fürchtet man nicht den Säbelhieb, der ihm allenfalls bald ein Ende zu machen droht. Ein großer Trost ist für mich der Gedanke, daß jeden Morgen meine Messe die erste ist, die an diesem Tag auf dem Erdkreise gelesen wird."

Wie aus diesem Briefe erhellt, strebten die Missionäre, allmählig einen einheimischen Klerus heranzubilden. Schon gegen Ende 1836 schickte Herr Maubant drei junge Koreaner in's Seminar nach Macao und Msgr. Imbert gab sich selbst daran, einige in den Anfangsgründen des Latein und in der Theologie zu unterrichten und hoffte, nach drei Jahren den ersten Koreaner zum Priester weihen zu können. Allein der Mensch denkt, und Gott lenkt. Der Haß des ersten Ministers gegen die Christen, der Zorn über das Eindringen von Europäern in's Land, die Habsucht der Beamten und der Gerichtsdiener riefen die Verfolgung von 1839 hervor, in der durch den Verrath eines Christen Msgr. Imbert den Häschern in die Hände fiel. Von seinem Gefängnisse aus schrieb er an die beiden Missionäre und befahl ihnen, sich selbst auszuliefern, denn „in der äußersten Noth gibt der gute Hirt sein Leben für seine Schafe". Freudig gehorchten die Missionäre. Welch' ein Wiedersehen im Gefängnisse! Alle drei wurden in den verschiedenen Verhören entsetzlich mit Stockschlägen mißhandelt and am 21. September enthauptet. Man frägt sich: konnte oder durfte Msgr. Imbert den Missionären befehlen, sich selbst auszuliefern mit der gewissen Voraussicht, daß ihr Tod und die abermalige Verwaisung der koreanischen Kirche die unausbleibliche Folge sein würde? Auf diese heikle Frage antwortet der Promotor Fidei in den Akten betreffs der Seligsprechung dieser drei koreanischen Martyrer: „Mir scheint der Fall keine Schwierigkeiten darzubieten, sobald man sich die bezüglichen Umstände vergegenwärtigt. Die Verfolgung wüthete auf's heftigste. Behörden, Richter, Beamte, Volk, kurz alle wußten um die Anwesenheit der drei Europäer in Korea. Vorzugsweise um deren Versteck zu entdecken und ihrer habhaft zu werden, kerkerte man die Christen massenweise ein und folterte sie, und eine große Anzahl fiel leider aus Übermaß der Qualen ab. Man konnte vernünftiger Weise annehmen, daß nur der Europäer wegen die Verfolgung so fürchterliche Dimensionen annehme, und daß sie nach deren Tod wenigstens bedeutend nachlassen werde. . . . Ich glaube daher, daß der Befehl des Bischofs weder unklug noch tadelnswerth, der Gehorsam der Missionäre aber ein heroischer gewesen ist, und daß sich alle drei freiwillig geopfert haben, um das Aufhören oder wenigstens eine beträchtliche Verminderung der schrecklichen Verfolgungswuth herbeizuführen." Dieser Auffassung pflichtete auch Pius IX. bei, indem er am 23. September 1857 die drei Martyrer für ehrwürdig erklärte.

Aus dem Orient[1].

(Schluß.)

5. Katholische Missionsanstalten in Syrien.

Wenn auch in Syrien, wie überall im türkischen Reiche, die Herrschaft des Halbmondes ihren verderblichen Einfluß durch Entvölkerung des Landes und durch Ruinenhaufen bekundet, so findet sie doch hier theils in der Natur des Landestheils und vor Allem in dem Charakter seiner Bewohner einen fühlbaren Widerstand. In ganz Palästina gibt es nur zwei Orte mit einer vorwiegend christlichen Bevölkerung (Nazareth und Bethlehem), und an diesen ist der Einfluß des Christenthums durch die Spaltung in verschiedene Sekten großentheils aufgehoben; dagegen besitzt Syrien eine ganze Provinz, den Kesroan, mit einer compacten katholischen Bevölkerung und einem katholischen Pascha. Auch in der Hafenstadt Beirut, deren Einwohnerzahl sich in den letzten zwanzig Jahren wohl verzehnfacht hat und gegenwärtig gegen hunderttausend Seelen beträgt, überwiegt das christliche — und wir dürfen auch wohl sagen: das katholische Element; ebenso ist der Prozentsatz der Christen zu

[1] Vergl. oben S. 34 ff., 54 ff., 89 ff.

den Muhammedanern in den andern Theilen des Landes ein viel günstigerer als in Palästina. Wegen dieser zahlreichen christlichen, resp. katholischen Bevölkerung genießt Syrien den traurigen Vorzug, ein Hauptturnmelplatz der verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften zu sein [die lieber hier schlechte Katholiken als leichte Beute sich aneignen, als unter drohenden Gefahren in Tongkin oder Korea an der Heidenbekehrung arbeiten wollen]; indessen hat auch andererseits Syrien den Vorzug, eine ganze Reihe katholischer Orden und Congregationen im Weinberg des Herrn arbeiten zu sehen. Während in Palästina unter den männlichen Orden nur die Franziskaner und erst seit der Gründung des Patriarchats (1847) neben ihnen einige Weltpriester thätig sind, finden wir in Syrien Jesuiten, Lazaristen, Karmeliten, Franziskaner, Kapuziner, Schulbrüder, dann von weiblichen Orden Vinzentinerinnen, Schwestern von Nazareth und vom hl. Joseph; dazu kommen noch viele Weltpriester der verschiedenen unirten Riten, sowie die maronitischen Antonianer und griechischen Basilianer, maronitische Visitan-



1. Wohn- und Schlafzimmer der Zöglinge. 2. Fenster der öffentlichen Kapelle. 3. Eingang zur Kapelle. 4. u. 5. Spielplätze der Zöglinge. 6. Fenster der Congregationskapelle. 7. Schule für die Dorfkinder. 8. Wohnung der Patres. 9. Corridor zwischen dem Colleg und dem Seminar. 10. Seminar. 11. Innerer Hof im Seminar. 12. Äußerer Hof des Seminars. 13. Physikalisches Cabinet und Classenzimmer. 14. Großer Platz (Miban) vor dem Colleg. 15. Dorf Aramun. 16. Dorf Dschebalde. 17. Ràschin-Berg. 18. Saïdat-el-Naschif-Berg. 19. u. 20. Die das Colleg im Norden, Osten und Süden umschließenden Gärten. 21. Die Kapelle des Seminars. 22. u. 23. Studiensäle der Seminaristen.

Das Jesuiten-Colleg zu Ghasir (Libanon).

dinerinnen und die arabischen Schwestern vom hochheiligen Herzen.

Die Hauptniederlassung der Jesuiten ist in Ghasir, einem Städtchen der Provinz Kesroan, etwa 6 Stunden nördlich von Beirut. Seine Lage ist herrlich; am Abhange eines Berges, der sich gleich am Ufer des Meeres erhebt, ungefähr 2000 Fuß über der Meeresfläche, gewährt es die schönste Aussicht auf die Bai von Dschuneh und den Hafen von Beirut. Das Colleg, welches die Jesuiten hier besitzen, ist ein Centrum der höheren Bildung für den ganzen Orient. Zugleich Erziehungsanstalt für weltliche Zöglinge und Seminar für die Heranbildung eines einheimischen Klerus, hat es sich einen wohlverdienten Ruf erworben von Constantinopel und Athen bis nach Ispahan und zum persischen Meerbusen, von Trapezunt am Gestade des schwarzen Meeres bis zu den Katarakten des Nil und sogar bis Abyssinien. Wie wir unter den Studirenden die ältesten

und berühmtesten Namen der Emire und Scheiche der Maroniten finden, so treffen wir auch dort zusammen mit unirten Griechen und Lateinern aus Constantinopel und von den griechischen Inseln, mit Armeniern aus allen unirten Diözesen Kleinasiens und Persiens, mit unirten Chaldäern und Syrern aus Mesopotamien, mit unirten Kopten aus Ägypten, mit unirten Abyssiniern, wie wir dann auch wieder dort die Söhne der in der Levante ansäßigen europäischen Kaufleute und Consuln sehen. Der Unterricht umfaßt die klassischen und die sog. Realstudien sowohl, als die Philosophie und Theologie; eine reichhaltige Bibliothek, ein reiches physikalisches Cabinet, ein chemisches Laboratorium und naturhistorische Sammlungen vervollständigen den wissenschaftlichen Apparat der Anstalt. Nicht wenig trägt auch zu ihrem Ruhme eine vollständige Druckerei bei, welche die schönsten und elegantesten Typen nicht nur für die europäischen, sondern auch für die meisten orientalischen Sprachen besitzt. Die hier in arabischer Sprache von den europäischen Jesuiten herausgegebene Zeitung ist nach dem Urtheil der arabischen Gelehrten sehr rein geschrieben und bildet zugleich auch eine stets schlagfertige und siegreiche und deßhalb sehr gefürchtete Waffe gegen die in Beirut erscheinenden Freimaurerblätter [1]. Die beabsichtigte Übertragung des Collegs von Ghasir nach Beirut wird eine Erweiterung der Anstalt ermöglichen. Man hat bereits ein großes Grundstück zum Bau eines Ordenshauses, eines großen Collegs und einer längst dringend nothwendigen Kirche gekauft und die zum Bau nöthigen Mittel



Das Carmeliter-Kloster auf dem Berge Carmel.

sind großentheils durch die Freigebigkeit amerikanischer Katholiken zusammengebracht worden. So ist alle Hoffnung vorhanden, daß der von uns oben (S. 57) besprochenen amerikanisch-protestantischen Akademie eine katholische Anstalt entgegentreten wird, welche trotz der unerschöpflichen Geldmittel der Protestanten den Kampf kühn aufnehmen kann.

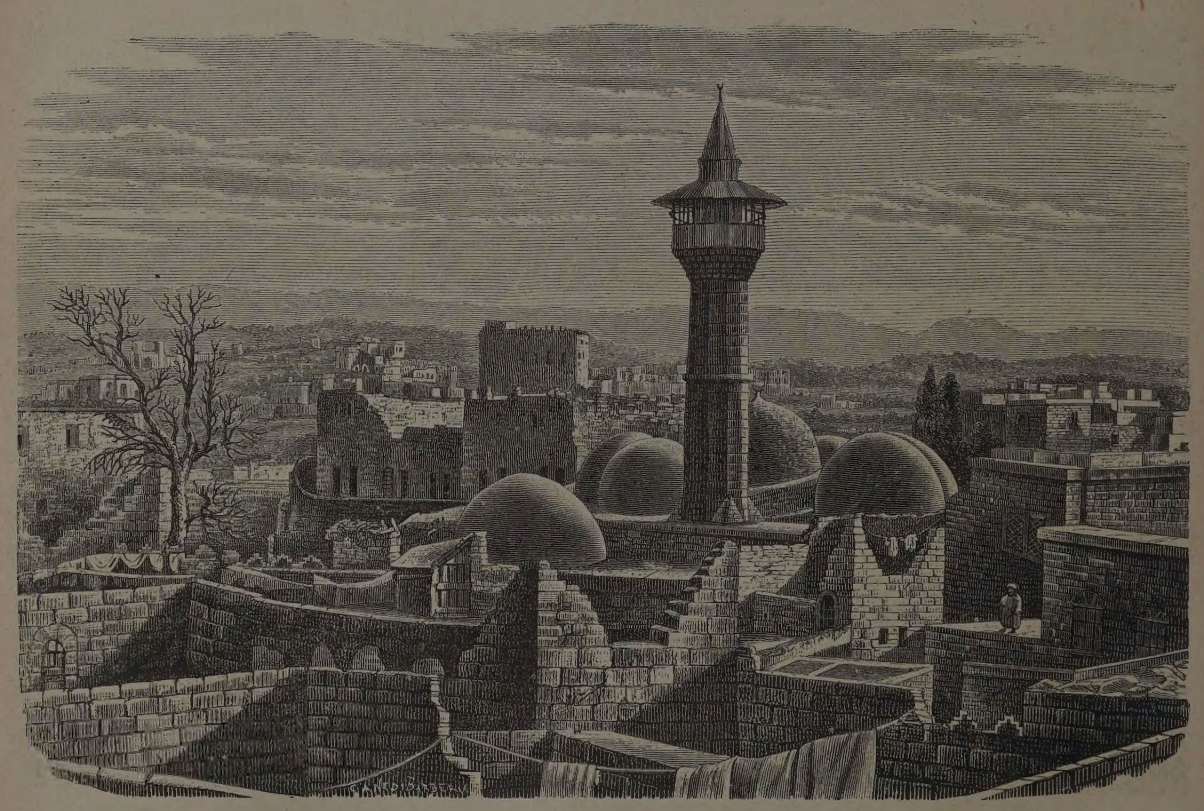
Außer dem großen Colleg und Seminar in Ghasir haben die Jesuiten noch Niederlassungen in Bikfaya, Zahhle, Deir el Kamar, Saida (Sidon), sowie in Damaskus und Aleppo, vor Allem aber in Beirut selbst, wo sie durch ihre Congregationen und Vereine sowohl, als durch ihre zahlreich besuchten Schulen nicht wenig zur Wiedergeburt der Bevölkerung beitragen. Leider war die Beschränktheit der alten Kirche bisher ein nicht geringes Hinderniß der apostolischen Thätigkeit der Patres unter den höheren Klassen der Stadtbevölkerung; der in Angriff genommene Bau einer neuen Kirche wird nun bald dieses Hinderniß beseitigen.

Die hochwürdigen PP. Lazaristen unterhalten zu Antura [in einem von den Missionären der alten Gesellschaft Jesu

[1] Die Druckerei, von welcher der Verfasser spricht, war allerdings eine kurze Zeit lang in Ghasir untergebracht, allein seit längerer Zeit schon befindet sie sich in Beirut, wo auch die vom Verfasser berührte Zeitschrift erscheint. Wir werden später Gelegenheit finden, auf das Colleg von Ghasir sowohl, als auf die polyglotte Druckerei ausführlicher zurückzukommen. R. C.

gegründeten Colleg] eine vortreffliche Erziehungsanstalt, welche ebenfalls seit Jahren einen ungemein günstigen Einfluß auf die katholische Bevölkerung ausübt. Sie wird vorzugsweise von Knaben aus dem Libanon besucht, denen der geringere Pensionspreis diese Anstalt der von Ghasir vorziehen läßt; doch fehlt es auch nicht an Zöglingen aus andern Gegenden des Orients. Wo immer wir junge Männer im Orient antrafen, welche in Ghasir oder in Antura ihre Ausbildung erhalten haben, erkannte man sie sogleich an ihrem gewandten und gebildeten Benehmen, ihrer zuvorkommenden, edlen Höflichkeit, ihrer mannigfachen Kenntniß europäischer Sprachen, ihrer großen Rechtlichkeit und ungeheuchelten warmen Religiosität. Außer Antura haben die Lazaristen noch kleine, auch mit Schulen verbundene Stationen in Beirut, Tripoli und Damaskus.

Etwa zwei Stunden von Antura entfernt, hoch im romantischen Gebirge, in bezaubernder Lage, liegt Harissah, das Studienhaus der Franziskaner für die ganze Custodie von Palästina und Syrien. In dieser herrlichen Gebirgsluft gewöhnen sich die jungen Europäer leichter an das Klima, als in den drückend heißen Niederungen. Die Custodie umfaßt außer den acht Klöstern in Palästina, den sechs Niederlassungen in Ägypten (Alexandria, Kairo, Port-Said, Ismaïlia, Mansurat und Kaffr Sajat) und den drei Stationen auf Cypern (Nikosia, Larnaka und Limasol) sieben Klöster in Syrien, nämlich Beirut, Damaskus, Aleppo, Saida, Tripoli, Latakia



Beirut.

und das oben erwähnte Harissah. Obgleich die Franziskaner hauptsächlich der Seelsorge obliegen, sind doch auch mit allen diesen Klöstern und Stationen größere oder kleinere Unterrichtsanstalten — meistens Elementarschulen — verbunden.

Die Schüler des Propheten Elias, die Söhne der hl. Theresia, besitzen ein Kloster in Tripoli; es ist dieß eine Filiale ihres weltberühmten Klosters zum hl. Elias auf dem äußersten Ausläufer des Carmel. Die einstimmige Verherrlichung des Carmel und seiner heiligen Bewohner, die von den ältesten Zeiten her bis auf unsere, sonst nur zum Tadel geneigte Gegenwart fast in allen Zungen ertönt, dieser tausendjährige Lobgesang auf die Schönheit, Lieblichkeit, Erhabenheit dieses von Gott, wie es scheint, für besondere Mittheilung seiner Geheimnisse bestimmten Berges einerseits und auf das heilige Leben seiner die Verborgenheit liebenden Bewohner andererseits, müssen einem alten Pilger wie mir den Muth benehmen, seine sterbende Stimme zum Preise dieser geheiligten Stätte zu erheben, wo noch heute in erhabener und furchtbarer Größe, unberührt von dem Zahne der Jahrtausende, als Zeuge des göttlichen Zornes gegen die abgöttischen Israeliten, der Opferaltar sich erhebt, bei welchem einst zur Warnung für alle Zeiten vierhundert Baalspriester unter dem Schwerte des Propheten fielen.

Die Kapuziner verwalten die katholische lateinische Pfarrei von Beirut, sowie sie auch den Gottesdienst in ein paar bei Beirut gelegenen Dörfern besorgen; sie besitzen in der Stadt ein neues Kloster und eine schöne, sehr große Kirche. Leider

fehlt bei der Pfarrkirche die Pfarrschule, sowie auch der sonst übliche Unterricht der Gemeinde durch Predigt und Katechese.

Ein Muster christlicher Thätigkeit und wahre Abbilder der in Menschengestalt auf Erden wandelnden und wirkenden Charitas sind hier wie überall, wo sie Niederlassungen besitzen, die barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz von Paul. Ihre Anstalten in Beirut sind wahrhaft großartig. Das prächtige Waisenhaus entstand in Folge der Christenermordungen vom Jahre 1860 zur Rettung der vielen, damals ihrer Eltern beraubten Kinder. Das beste Zeugniß für das Vertrauen der Bevölkerung in diese Anstalt liefert sicher der Umstand, daß nicht selten Männer aus dem höheren Kaufmannsstande sich unter den Zöglingen der Schwestern ihre Lebensgefährtinnen wählen. Es darf auch als ein Verdienst dieses Waisenhauses angesehen werden, wenn in den letzten Jahren im Familienleben der katholischen Araber eine gründliche Umwandlung eingetreten ist. Wenn früher die katholische Araberin, wie jede andere Orientalin, ein unnützes Dasein in Trägheit und gänzlicher Unthätigkeit führte und träumend dahin vegetirte, so stehen jetzt die in dieser Anstalt gebildeten, an fortwährende Thätigkeit gewöhnten und in allen für eine Hausfrau nützlichen Kenntnissen wohlunterrichteten Frauen persönlich dem Hauswesen vor und bringen so in das Haus einen neuen, früher unbekannten Segen.

Neben dem Waisenhause unterhalten die Vinzentinerinnen eine äußerst besuchte Töchterschule mit Pensionat, und ein großes, musterhaft gehaltenes Krankenhaus, das zugleich auch — als die einzige dieser Art im ganzen Orient existirende Anstalt — Findlinge aufnimmt und unterhält, bis dieselben in's Waisenhaus übergehen können. So reicht die rastlos thätige Liebe dieser Schwestern jedem menschlichen Elende ihre rettende, leitende oder heilende Hand. Die Vinzentinerinnen sind daher auch die Bewunderung des gesammten Orientes, und selbst der stolze Muselmann, der mit Verachtung auf die „Christenhunde" herabsieht, neigt sein Haupt mit Ehrerbietung vor der barmherzigen Schwester. Die Oberin, welche die Anstalten von Beirut jetzt schon über 25 Jahre geleitet hat, die ehrwürdige Mutter Gelas, genießt in der Stadt das höchste Ansehen, und sowohl die muhammedanischen Behörden wie die christlichen Consuln betrachten sie als eine Autorität. Der reichste Segen Gottes ruht auf der Thätigkeit dieser in jeder Rücksicht ausgezeichneten Klosterfrau. Eine ähnliche Anstalt, wie in Beirut, blühte früher in Damaskus; die Christenverfolgung von 1860 zerstörte sie; in den letzten Jahren jedoch ist sie wieder aufgenommen worden und verspricht schon schöne Früchte.



Saida (Sidon).

Zugleich mit den Schwestern vom hl. Vinzenz wirkt seit einigen Jahren in Beirut ein anderer weiblicher Orden, die Schwestern von Nazareth, eine noch junge Congregation, aber schon reich an Tugend, Erfahrung und guten Werken. In Frankreich (Lyon) entstanden, ließen sie sich im Orient zuerst an dem

Orte nieder, von dem sie den Namen tragen, in Nazareth. Sie gründeten hier eine arabische Erziehungsanstalt, welche gleich vom Anfange an außerordentliche Erfolge erzielte; ohne Zweifel verdankte sie diese dem verständigen Grundsatze, die jungen Araberinnen nicht, wie es leider nur zu oft geschieht, durch eine rein europäische Erziehung ihren Verhältnissen und ihrer Lage zu entfremden, sondern sie nur durch eine ihrer Nationalität und ihrer künftigen Umgebung entsprechende Bildung zu vervollkommnen. Ähnliche Anstalten gründeten sie dann in St. Jean d'Acre und am Fuße des Carmel in Khaipha. Ein sehr großes Verdienst erwarben sich diese drei Institute dadurch, daß in denselben junge Araberinnen zu Lehrerinnen ausgebildet werden, welche dann unter Leitung der Schwestern in den kleineren umliegenden Ortschaften Schulen eröffneten. Der empfangenen Erziehung gemäß nur an die einfachsten Bedürfnisse gewöhnt, fanden sie sich bald in den ärmlichen Verhältnissen zurecht und gewannen durch ihre relativ gute Bildung einen unglaublich wohlthuenden Einfluß auf die in religiöser Beziehung sehr vernachlässigte Bevölkerung. Etwas später wurde die Gründung einer großen Erziehungsanstalt für die Töchter der höheren Gesellschaftsklassen in Angriff genommen. Das Bedürfniß einer solchen höheren Schule hatte sich um so mehr fühlbar gemacht, als einerseits Beirut, als Hafen von Damaskus und Stapelplatz des ganzen Handels, die bedeutendste Stadt an der ganzen syrisch-palästinischen Küste ist und durch die Niederlassungen der reicheren Kaufmannshäuser aus dem südlichen Europa sowohl, als durch Einwanderung der Landbevölkerung ungemein rasch wächst, und andererseits die protestantischen Diakonissinnen durch Eröffnung einer großen Anstalt bei Beirut viele katholische Mädchen, welche eine feinere Erziehung suchten, an sich zu ziehen und so ihrer Kirche zu entfremden begannen. Diesem letzteren Unwesen wurde durch die Gründung des Pensionates der Schwestern von Nazareth sofort gesteuert; ihre Anstalt erfreute sich rasch eines außerordentlich zahlreichen Besuches, so daß das ziemlich große Lokal, welches sie zur Miethe genommen, schon bald nicht mehr ausreichte. Sie mußten sich daher bereits zum Bau eines den Bedürfnissen entsprechenden Hauses entschließen; zu dem Ende erstanden sie einen die ganze Stadt und Umgegend weithin beherrschenden Hügel, mit einer zauberhaft schönen Aussicht auf die Buchten von St. Georg und Dschuneh gen Westen und auf den königlichen Libanon mit seinen zahllosen Dörfern, Weilern und Klöstern im Osten. Hier inmitten einer reichen Vegetation, umringt von den Villen und Gärten der reichen Kaufherren, errichten die Schwestern von Nazareth nun ein umfassendes Gebäude, das trotz seiner 100 Meter langen Front kaum der täglich zunehmenden Frequenz der Anstalt genügen dürfte. Jeden Besucher dieses großartigen Baues muß es mit Bewunderung erfüllen, wenn er bemerkt, wie beim Entwurf des Planes das Wohl und der Nutzen der Zöglinge stets berücksichtigt wurden, während die Schwestern ihre eigenen Bedürfnisse ganz vergessen zu haben scheinen. So ist dieses Haus auch in seiner Einrichtung ein treues Abbild der sich selbst verläugnenden Liebe, welche Alles, was sie in der Welt besaß oder hoffen konnte, gerne dahingab und auf alle Freuden dieser Welt verzichten wollte, um im fernen Orient Seelen für den Heiland zu gewinnen.

Möchten doch die Katholiken Europa's ihre so segensreich in Palästina und Syrien wirkenden Missionäre nicht vergessen, sondern durch ihr Gebet und ihr Almosen sie unterstützen, damit sie selbst auch einen Antheil haben an der von jenen eingeheimsten Ernte.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Schanghai. Einem Briefe des hochw. P. Anton Femiani S. J., datirt aus Nin-kue-fu, Januar 1875, entnehmen wir folgende Mittheilungen über das von ihm in Schanghai gegründete Asyl für Greise.

„In den wenigen Monaten, welche ich vor meiner Abreise nach China in Frankreich zubrachte, zog unter den vielen Werken der christlichen Liebe namentlich jenes meine Aufmerksamkeit auf sich, welches sich mit der Sorge für die Greise befaßte. In den für sie bestimmten Spitälern wurden diese nicht nur körperlich gut gepflegt, sondern auch in Bezug auf ihren Seelenzustand gut zum Tode vorbereitet, während sie ohne diese Spitäler zeitlich unglücklich gewesen und wohl auch meistens ewig unglücklich geworden wären; denn wie ich mir sagen ließ, hatten die meisten hier aufgenommenen Pfleglinge sich von den Sacramenten fern gehalten und waren auch mit den nothwendigsten Glaubenswahrheiten nicht bekannt. Der Eindruck, den diese Anstalten in mir zurückgelassen hatten, lebte wieder neu auf, als ich bereits fünf Jahre in der Mission von Kiangnan zugebracht hatte, und zwar bei folgender Gelegenheit. Im Anfang des Jahres 1866 wurde ich von meinen Obern nach Schanghai berufen, um die im chinesischen Stadttheile bestehende Pfarrei und das kleine damit verbundene Collegium von etwa 100 Zöglingen zu übernehmen. Obgleich Schanghai nur zu den Städten der dritten Ordnung gehört, ist es doch ungemein bevölkert, und namentlich bemerkte ich eine große Anzahl von armen heidnischen Greisen, die in der größten Dürftigkeit und Verlassenheit dahinsiechten. In vielen Städten China's bestehen Spitäler, in denen man dürftige Greise aufnimmt und ihnen wenigstens den nöthigen körperlichen Unterhalt ertheilt; in Schanghai aber bestand nicht einmal ein solches Haus. Als ich nun eines Tages einigen christlichen Chinesen gegenüber mein Bedauern über diese Verlassenen aussprach, erfuhr ich, daß vor einigen Jahren ein reicher chinesischer Christ eine nicht geringe Summe zur Unterstützung armer Kranker angeboten habe; sofort ließ ich denselben rufen und fragte ihn, ob er noch immer diese Summe hergeben wollte. Da er seine Bereitwilligkeit erklärte, stellte ich ihm vor, welch' ein gutes Werk es wäre, ein Spital zu gründen, in welchem dürftige Greise nicht nur bis zu ihrem Tode bleiben, sondern auch die christliche Religion erlernen, zur Taufe vorbereitet und so zum Himmel geführt werden könnten. Der Gedanke fand Anklang, und da auch der damalige Superior der Mission P. della Corte seine Zustimmung gab, begann ich sogleich zur Ausführung zu schreiten. Neben meiner Wohnung befanden sich einige schlechte, halb zerfallene Hütten, die der Kirche gehörten; sie wurden die Wiege des Greisenhospizes. Am Mariahimmelfahrts-Fest 1867 wurde dasselbe eröffnet. Zuerst kam einer, dann ein zweiter, ein dritter u. s. f., bis kein Platz mehr war. Da die von meinen reichen Christen gespendete Summe nicht ausreichte, begannen die andern Christen monatliche Beiträge zu liefern; einige Jünglinge, die sich zu Katechisten vorbereiteten, gaben den Greisen den ersten Unterricht.

Als die verlassenen alten Frauen sahen, wie für die Greise gesorgt wurde, stellten auch sie sich ein, und eine der Hütten mußte für sie eingerichtet werden. Eine Christin, welche noch von dem durch P. Ricci bekehrten berühmten Colao abstammt, bot sich an, für dieselben zu sorgen und gab zugleich die einzige Goldnadel, welche sie noch besaß, um das Werk zu unterstützen. In wenigen Monaten wuchs die Zahl der alten Männer und Frauen so sehr, daß man sich nach einem geräumigen Hause umsehen mußte. Ich berief deßhalb eines Tages alle Wohlthäter der kleinen Anstalt zusammen und schlug ihnen vor, eine Subscription zu veranstalten, um ein gut gelegenes Grundstück anzukaufen und auf demselben ein Hospiz zu erbauen. Nach einigem Hin- und Herreden zeichnete der erste chinesische Christ, auf den ich meine Hoffnung gesetzt hatte, 1200 Piaster (etwa 6000 M.), ein zweiter wollte nicht zurückbleiben und zeichnete die gleiche Summe, ein dritter gab 1000 Piaster, zwei oder drei Andere gaben je 100, noch Andere 50 u. s. w. u. s. w.; kurz gegen Ende 1868 war das neue Hospiz fertig und am 6. Januar 1869, dem Feste der Epiphanie, wurde es von 30 Greisen bezogen; die Frauen erhielten ein gesondertes Lokal. Bei der Eröffnungsfeierlichkeit strömten auch viele Heiden herbei, denn gegen ein solches Werk hatten sie nichts einzuwenden, da das Greisenalter in China hoch verehrt wird. Es ist ja bekannt, daß die über 70 Jahre zählenden Greise in China das Recht haben, einen Knopf auf ihrem Hute zu tragen, wie die Gelehrten, welche die beiden ersten Examina bestanden haben; ebenso dürfen sie dann für ihre Kleidung die sonst nur dem kaiserlichen Hause zustehende gelbe Farbe wählen; einem so gekleideten Greisen aber verweigert Niemand ein Almosen. Eines Tages begegnete ich auf der Straße einem dieser privilegirten Bettler und nahm ihn mit mir in unsere Residenz, um ihm ein Almosen zu geben und ihn einzuladen, in unserm Hospiz zu bleiben; davon wollte er aber nichts wissen, denn bei seinem Betteln erwarb er mehr, als er bloß zu seinem Lebensunterhalt bedurfte. Andere dagegen blieben gern, wenn wir ihnen nur versprachen, bei ihrem Tode für einen schönen Sarg zu sorgen. Wie viel die Chinesen auf einen schönen Sarg geben, weiß Jeder; diese Vorliebe geht so weit, daß selbst die Familienhäupter des Mittelstandes sich schon bei ihren Lebzeiten einen kostbaren Sarg anfertigen lassen und ihn als Schaustück in ihrem Hause aufbewahren. Für diese Särge wählt man gewöhnlich gute Bohlen von 4, 5, ja 6 Zoll Dicke, die so fest ineinandergefügt werden, daß man in ihnen den Leichnam zuweilen 2—3 Jahre im Hause aufbewahrt, ohne daß sich ein übler Geruch bemerkbar macht. Zwanzig oder dreißig Piaster (100—150 M.) für einen Sarg auszugeben, scheint nicht zu viel; häufig findet man noch theurere Särge.

Aber kehren wir zu unsern Greisen zurück. Sie wohnen täglich der heiligen Messe bei, haben täglich ihren christlichen Unterricht und bereiten sich zur heiligen Taufe vor. Bis zum Ende September 1870, als ich Schanghai verließ, also in drei Jahren, waren mehr als 120 dieser Greise und alten Frauen getauft worden. Nach meiner Abreise hat man auch noch ein Grundstück als besondern Begräbnißplatz für diese Anstalt angekauft; die Einkünfte haben sich aber Dank der Freigebigkeit der chinesischen Christen so vermehrt, daß man jetzt beständig sechszig Personen unterhalten kann.“ [Im Jahre 1874 waren die beiden Häuser von 72 Personen bewohnt.]

Indem wir uns vorbehalten, in der nächsten Nummer einen ausführlichen Bericht des Obern der Mission von Kiangnan über den Stand des Vikariates während des Jahres 1874 mitzutheilen, wird es unsern Lesern nicht unangenehm sein, schon jetzt eine vergleichende Übersicht über diese blühende Mission zu erlangen. Im Jahre 1842 kamen auf den ausdrücklichen Wunsch des damaligen apostolischen Vikars von Kiangnan, Msgr. Ludwig di Besi, zwei Jesuiten in diese Mission; es waren die PP. Cl. Gottlande, bis zu jener Zeit Professor der Physik am Collegium zu Freiburg in der Schweiz, und Fr. Estève; im Jahre 1846 wurde die ganze Mission von der Propaganda den Jesuiten anvertraut und ist seither von ihnen verwaltet worden. Wir geben nun den Stand der Mission in drei verschiedenen Jahren, 1847, 1860, 1874, müssen aber bemerken, daß der in den Jahren 1860—64 wüthende Aufstand in der Provinz Kiangnan nicht nur einen bedeutenden Stillstand in den Arbeiten der Mission hervorgerufen, sondern auch über 10,000 Christen hinweggerafft hat. Trotzdem ist der Fortschritt, wie er aus den folgenden Zahlen hervorleuchtet, ein ganz erfreulicher.

	1847	1860	1874
Christen	60963	77418	86650
Kirchen	290	359	458
Taufen Erwachsener	631	1363	1750
Taufen von Kindern der Christen	1889	2505	3948
Taufen von Kindern der Heiden .	1770	7822	14913
Jahresbeichten	25161	48301	57228
Österliche Communionen	21274	40944	50771
Knabenschulen	91	282	324
Mädchenschulen	16	89	249
Schüler	?	3946	4870
Schülerinnen	?	1464	2251

Zu den in diesem Verzeichniß gegebenen Zahlen der Schulen treten für das Jahr 1874 noch hinzu ein großes und kleines Seminar mit 44 Seminaristen, eine Katechistenschule mit 18 Zöglingen, ein großes Colleg in Sikawei mit 80 Pensionären und zehn kleine Knabenconvicte mit 230 Pensionären, ein großes Knaben-Waisenhaus in Sikawei mit 337 Waisen (im Laufe des Jahres); ferner ein großes Mädchen-Pensionat in Sikawei mit 63 Pensionärinnen und neun kleine mit 145 Pensionärinnen, zwei große Mädchen-Waisenhäuser mit 1542 Waisen (im Laufe des Jahres) und endlich noch eilf kleine Waisenhäuser, die im Laufe des Jahres 421 Waisen (Knaben und Mädchen) aufgenommen haben. — In der Mission bestehen drei Spitäler, die während des Jahres 641 Kranke beherbergten, außerdem ein Haus für Greise, das 37, und ein Haus für alte Frauen, das 35 Insassen zählte. Alle diese Anstalten sind bloß für die Chinesen; in der Stadt Schanghai findet sich dann noch ein Hospital für Europäer und ebendaselbst sind auch Pensionate und Schulen für Knaben und Mädchen der europäischen Familien eröffnet.

Für alle diese Arbeiten sind thätig neben dem apostolischen Vikar, Msgr. Languillat S. J., 58 Priester der Gesellschaft Jesu (von denen neun Chinesen sind), und 15 eingeborene Weltpriester, 12 Scholastiker der Gesellschaft Jesu, von denen sieben Chinesen, 13 Laienbrüder, von denen sechs Chinesen sind, und 341 eingeborene Schullehrer und Katechisten. Ferner sind zehn barmherzige Schwestern (Vincentinerinnen) im europäischen Spital zu Schanghai; 31 Schwestern der Congregation, die sich Helferinnen der armen Seelen im Fegfeuer nennen, unter ihnen 14 Eingeborene, leiten die Mädchenpensionate und das große Waisenhaus für Mädchen in Sikawei; 24 Schwestern einer im Vikariat selbst gegründeten und bloß aus Chinesinnen bestehenden Congregation, welche sich Schwestern von der Opferung nennen, sind in den kleinen Waisenhäusern und 259 Lehrerinnen in den Mädchenschulen beschäftigt. Endlich besteht noch ein Carmelitessenkloster in Sikawei mit sieben europäischen, zwei chinesischen Schwestern und sieben chinesischen Postulantinnen.

Die Katholikenzahl dieses Vikariates scheint nicht unbedeu-

tend; allein wenn man bedenkt, daß das Vikariat zwei der bevölkertsten Provinzen: Kiangsu und Nganhoei, umfaßt, die zusammen wohl über 75 Millionen Einwohner zählen, so haben wir auf neunhundert Einwohner erst einen Christen. Und was vermögen die 73 Priester mit dem zwar scheinbar großen Hilfspersonal für so viele Millionen, wenn man nicht vergißt, daß alle diese ja kaum für die Seelsorge der schon Bekehrten hinreichen! Und doch gestatten die Mittel keine Vermehrung des Personals, obgleich, wie aus der obigen Correspondenz erhellt, die reicheren chinesischen Christen schon Opfer für ihren Glauben zu bringen wissen.

Hongkong. Msgr. Raimondi, apostolischer Vikar von Hongkong, schreibt am 26. März 1875 an den Obern des Missionsseminars von Mailand:

„Es ist wohl Zeit, daß ich Ihnen einen Überblick über den Stand unseres Vikariates sowohl in materieller als in geistiger Beziehung gebe; wenn ich es nicht früher that, so tragen eine Visitationsreise, die ich jüngst machte, und die kirchlichen Funktionen der letzten Tage die Schuld. Im Allgemeinen kann ich sagen, daß ich in geistiger Beziehung in der Mission einen merklichen Fortschritt bei meiner Rückkehr gefunden habe; in zeitlicher Rücksicht hat sie allerdings durch den Sturm [vgl. 1874, S. 267] nicht wenig gelitten.

„Um mit der Insel Hongkong zu beginnen, so fand ich nicht nur eine Vermehrung der Zahl der Christen, sondern auch der Schulen und eine Vergrößerung der früher schon bestehenden Anstalten. Unter Anderen hatten die Canossianerinnen eine neue Schule im östlichen Viertel der Stadt eröffnet und zählten darin bereits mehr als 50 Zöglinge. Das Hospiz des hl. Joseph, so heißt die Anstalt, ist schon ein Centrum für die katholischen Mädchen und Frauen, namentlich der ärmeren Classe, jenes Stadtviertels geworden. Am Feste der Reinigung Mariens (2. Februar) fand ich zu meiner großen Freude dort mehr als sechzig Frauen und gegen hundert Mädchen und Kinder versammelt. Ich hätte nie gedacht, daß in jenem Stadttheile sich so viele Christen befänden. Da das Hospiz des hl. Joseph über eine englische Meile von unserem Hause entfernt ist, werde ich bald eine Theilung der Pfarrei vornehmen müssen.

„Nahe beim St. Josephs-Hospiz liegt die S. Franziskus Xaverius-Kirche, die hauptsächlich von den Chinesen besucht wird. Am Sonntag Seragesima besuchte ich diese Kirche; an der für diesen Tag angesagten General-Communion betheiligte sich eine sehr große Menge. Rings um die Kirche beginnt sich bereits ein christliches chinesisches Dorf zu bilden; das Grundstück ringsherum gehört der Mission und diese läßt nur chinesische Christen sich auf demselben ansiedeln. Das Dörfchen zählt jetzt über zweihundert Personen, die alle denselben Glauben bekennen, dieselbe Hoffnung hegen und von göttlicher Liebe entflammt sind.

„Im Kloster der italienischen Schwestern (Canossianerinnen) fand ich die Anzahl der Pensionärinnen beinahe verdoppelt; die Waisenmädchen sind so zahlreich, daß sie sogar die Corridore zum Schlafsaal haben einrichten müssen; außerdem müssen die Schwestern noch für etwa 120 Säuglinge sorgen, die sie Ammen in der Stadt anvertraut haben. Das Kloster hat etwas durch den Sturm gelitten.

„Am stärksten aber treten die Verwüstungen des Sturmes an der St. Josephs-Kirche hervor; von dem so schönen Gebäude stehen nur mehr zwei Stücke Mauern, das eine an der Vorder-, das andere an der Hinterwand, die Seitenwände bilden nur mehr einen Trümmerhaufen. Wann werden wir sie wieder aufbauen können? Ich weiß es nicht, und doch wäre sie so nöthig, da die Kirche der Unbefleckten Empfängniß zu klein ist und auch sonst für religiöse Feierlichkeiten sich nicht eignet.

„Das Knabencollegium, sowie die Knabenschulen tragen auch noch die Spuren des Sturmes, — einige Fenster sind noch ohne Scheiben und Rahmen — sonst aber sind sie in blühendem Zustande und haben auch an Schülerzahl zugenommen.

„Das Besserungshaus macht unter der Leitung des P. Tagliabue gute Fortschritte; die dem hl. Aloysius geweihte Kapelle der Anstalt ist recht hübsch geworden und wird von der stets wachsenden katholischen Bevölkerung dieses Stadttheils fleißig besucht. Kurz vor meiner Abreise nach Europa las ich hier die heilige Messe vor 70 bis 80 Personen; bei meiner Rückkehr fand ich jetzt wenigstens 200 Personen, die sich auf einander drängten, so daß der Bau einer kleinen Kirche nöthig wird. Es ist gewiß tröstlich für einen Bischof, wenn er seine Kirchen zu klein werden sieht; fehlten uns nur nicht die Mittel, sie zu vergrößern!

„Die arme Station von Aberdeen mit der St. Josephs-Kapelle hat auch sehr viel gelitten; das kleine Missionshaus ist kaum bewohnbar.

„Die Hauptkirche der Stadt, die Kirche der Unbefleckten Empfängniß, wird außerordentlich fleißig besucht, und nach der Zahl der Communionen zu schließen, müssen wir sagen, daß entweder die katholische Bevölkerung sich sehr stark vermehrt oder der Eifer der Katholiken verdoppelt hat. In diesem Jahre gaben wir zweimal öffentliche Exercitien, das eine Mal für mehr als 60 Chinesen, das andere Mal für wenigstens 120 Portugiesen und Engländer. Die seit Kurzem eingeführte Bruderschaft vom heiligsten Sacrament zählt schon über 200 Mitglieder, die in diesem Jahre ungefähr 600 Franken zur Verherrlichung des Gottesdienstes gaben.

„Am 2. Februar trat ich mit P. Andreas eine Visitationsreise durch den auf dem Festland gelegenen Theil des Vikariates an. Unsere erste Station war Cawlon mit einer dem hl. Franziskus geweihten Kapelle; wir hielten uns nur kurze Zeit auf, um die aus der Nachbarschaft herbeigekommenen Christen zu begrüßen, und setzten zu Fuß unsern Weg fort nach dem drei Stunden entfernten Siwang. Die dortigen Christen wußten den Tag meiner Ankunft und schon eine Stunde vor dem Orte trafen wir sie an, da sie mich erwarteten und mich in Prozession zu ihrer Kirche geleiten wollten. Siwang, ein kleiner Flecken und der Vereinigungspunkt für die Christen der herumliegenden Dörfer, hat am meisten vom Sturme gelitten. Mitten in der Nacht wurde der Priester jener Station, Don Aloysius Piazzoli, durch das Geheul des Sturmes geweckt und fand zu seinem Schrecken, daß eine Überschwemmung das Haus und die Kirche bedrohe; in weniger als einer Viertelstunde stieg das Wasser bis zur Decke des Erdgeschoßes und er hatte nur Zeit, halbbekleidet auf den nächsten Hügel zu fliehen, wo er dem wüthenden Sturme preisgegeben 6 Stunden lang auf den Anbruch des Tages wartete. Mit Sonnenaufgang begann der Sturm sich zu legen, aber Missionshaus und Kapelle, sowie die andern Häuser des Dorfes waren nur ein Trümmerhaufen. In wenigen Stunden hatte der arme Missionär seine ganze Habe verloren. Allein er ließ sich dadurch nicht entmuthigen. Sobald er von der Mission eine kleine Geldhilfe erhalten hatte, machte er den Plan zum Neubau und gab sich an die Arbeit; die frühere Kapelle war sehr klein gewesen; im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung wollte er eine größere bauen und sein Vertrauen hat ihn nicht getäuscht; er hat jetzt die größte und hübscheste Kapelle im festländischen Theile des Vikariates. In diesem Gottvertrauen trug er auch kein Bedenken, die Lebensmittel, die ihm geschickt wurden, unter seinen armen Christen zu vertheilen, die Alles verloren hatten; einen ganzen Monat lang unterhielt er gegen hundert Arme. Diese Großmuth wurde aber auch dadurch belohnt, daß die Bekehrungen sich seither vermehrt haben und daß sein Ansehen unter den Heiden bedeutend gewachsen ist; bei allen Streitigkeiten nehmen ihn die Heiden zum Schiedsrichter.

„Von Siwang begab ich mich auf das Inselchen Jan-tin-sei, das jetzt ganz katholisch ist und den nämlichen Eindruck macht, wie ein gut katholisches Dörfchen in Europa. Nach einer halbstündigen Nachenfahrt kamen wir dann nach Wonichun, einem Dörfchen, in

dem bei meiner ersten Anwesenheit noch kein einziger Christ, jetzt aber bereits 25 Getaufte und ebensoviele Katechumenen sich fanden. Von da wendeten wir uns über das Gebirge nach Chawan, wo ebenfalls die Christenzahl so zugenommen hat, daß man an Stelle der kleinen Kapelle bereits eine neue größere zu errichten beginnen mußte. Die nächste Station war Tai-long, ein am Meere gelegenes Dörfchen, in welchem die Zahl der Christen die der Heiden schon weit überwiegt und Alles so geordnet ist wie in einem ganz katholischen Ort; nirgendwo sieht man mehr ein Zeichen des Götzendienstes und die noch übrigen Heiden gewähren Hoffnung auf baldige Bekehrung. Nachdem wir hier ein paar Tage ausgeruht, fuhren wir in der der Mission gehörigen Barke „Meeresstern" nach Chinchuen, wo wir wieder den unternehmenden Geist des Don Aloysius Piazzoli bewundern konnten. Chinchuen liegt am äußersten Ende eines kleinen Meerbusens, in welchen die Fluth so stark einzudringen pflegt, daß die um Chinchuen liegenden Felder stets überschwemmt werden und somit nicht bebaut werden können. Auf Don Aloysius' Ermahnung und nach seiner Anleitung haben nun die Chinesen einen Damm gebaut, durch den eine ungeheure Strecke Landes für den Anbau gerettet wird. Zwar hat der Sturm auch hier Verwüstungen angerichtet und einen Theil des Dammes zerstört; aber Don Aloysius ließ sich nicht entmuthigen; er brachte seine Christen wieder an die Arbeit und der Damm ist jetzt besser, als er Anfangs war. Auch hier hat das Christenthum Fortschritte gemacht, und obgleich noch nicht Alle bekehrt sind, so macht sich doch der Einfluß der christlichen Religion auch schon auf die Heiden bemerkbar, die vor wenigen Jahren noch Alle mit den Seeräubern verbündet waren, jetzt aber in keiner Verbindung mehr mit ihnen stehen. Von Chinchuen ging es dann nach Wuvaischa, um die neue Kapelle zu sehen, und nach Saten, das schon dreißig Katholiken unter seiner wenig zahlreichen Bevölkerung zählt. Von Saten endlich kamen wir über's Gebirge wieder nach Cawlon und von dort am Tage vor Aschermittwoch (9. Februar) nach Hongkong, wo ich die Fastenpredigten halten wollte."

Ostindien.

Pondichery. Über die in Vailamur und den umliegenden Dörfern aufblühende Mission, deren Begründung wir in der zweiten Nummer d. J. (oben S. 39 f.) erzählten, erhalten wir nähere Nachrichten. Abbé Fourcade schreibt am 16. October 1874 an Msgr. Lignon, den jetzigen Provikar von Pondichery, welcher die Mission eröffnet hatte:

„Gegen Ende August haben P. Arulmarianader und ich 203 Bewohner von Nallalam getauft; am 5. September wollten wir abreisen. „Pater, wir haben keine Kirche, um zu beten," sagten die Neophyten zu uns, als wir von ihnen Abschied nahmen. „Baue uns eine baldmöglichst; wenn sie auch noch so arm ist, wollen wir zufrieden sein; wenn wir nur ein Haus des Gebetes haben, in welchem Du zuweilen die hl. Messe zu feiern kömmst!" Wir antworteten ihnen, daß wir ihren Wunsch erfüllen würden, sobald die Vorsehung uns die nöthigen Mittel sende, und wendeten uns nach Vailamur, wo Sie vor einigen Jahren diese Mission eröffnet haben. Die von Ihnen erbaute Kirche diente uns als Wohnung; zu unserm Bedauern mußten wir aber wahrnehmen, daß sie durch die heftigen Regengüsse stark gelitten hat. 55 Katechumenen stellten sich zum christlichen Unterricht und konnten in den ersten Tagen dieses Monates (October 1874) getauft werden. Gegenwärtig sind 30 neue Katechumenen von Paramadesam gekommen und kündigen an, daß die andern Bewohner ihres Dorfes nachfolgen wollen. Ich will das Centrum der Mission nach Nangatur verlegen; dorthin werden sich auch die jetzt anwesenden Katechumenen begeben, um den nöthigen Unterricht und dann die hl. Taufe zu empfangen.

„P. Arulmarianader ist zu Neleikondhi und Vikravandhi, wo sich 250 Heiden als Katechumenen haben einschreiben lassen. Der Geist Gottes, welcher weht, wo er will, hat hier besonders die armen, verlassenen Parias berührt. Die reichen Hindus tragen nur Verachtung gegen das Christenthum zur Schau und nennen die katholische Religion nur die Religion der Parias. Sie sind um so mehr erzürnt, als sie merken, daß die Parias in den Missionären Beschützer finden gegen die Unterdrückung, welche von Seiten der reichen Hindus auf ihnen lastet."

Am 16. Februar 1875 schrieb Abbé Fourcade an den hochw. Herrn Maury, einen der Direktoren des Pariser Missionsseminars:

„Da bin ich also in Alladhi und wohne in der kleinen Lehmkirche, die Sie kennen ... Die Heiden der höheren Kasten zeigen sich noch immer feindselig gegen das Christenthum. Vor zwei Monaten meldeten sich 30 Bewohner aus dem Dorfe Kundelapaliur als Katechumenen. Kaum hatten ihre Brodherren das erfahren, so ließen sie sie kommen und befahlen ihnen, dem Christenthum zu entsagen, wenn sie nicht gepeitscht werden wollten. Als sie sich weigerten dem Befehle Folge zu leisten, wurden sie wirklich bis auf's Blut gepeitscht. Die armen Leute kamen und zeigten uns ihre noch blutenden Wunden, und wir wendeten uns sofort an das Gericht. Die Schuldigen, welche wohl wußten, daß im Fall einer Verurtheilung das Zuchthaus sie erwarte, bestachen den Richter und mietheten falsche Zeugen. (Für die ersten Instanzen finden sich im englischen Indien überall eingeborene Richter.) Am Tage vor dem Urtheilsspruch ließ uns der Richter ohne alle Scham sagen, wir müßten ihm 60 Rupien (120 M.) schicken, wenn wir den Prozeß gewinnen wollten; da wir uns weigerten, dieses Verlangen zu erfüllen, wurden die Schuldigen freigesprochen. Unsere 30 Katechumenen durften jetzt aus Furcht vor den Gefahren, denen sie sich hätten aussetzen müssen, nicht mehr in ihr Dorf zurückkehren; sie haben ihre Häuser und ihre Gärten darangegeben, sich anderswo niedergelassen und leben nun vom Ertrag ihrer Arbeit, um sich ruhig auf die heilige Taufe vorzubereiten. Wir haben von diesem ungerechten Urtheil an den Untercollector von Tendhivanam appellirt; da derselbe ein Europäer ist, rechnen wir auf eine gerechte Entscheidung, die um so nöthiger ist, als seit dem ungerechten Urtheil von Kundelapaliur die Verwegenheit der Heiden zugenommen hat und nun schon zum vierten Male unsere Neophyten bis auf's Blut mißhandelt wurden. — Auch unsere Neubekehrten von Vikravandhi befinden sich in trauriger Lage; ihr Dorf liegt an einem feuchten Orte, am Ufer eines Teiches, der zur Regenzeit stets übertritt und die Hütten unter Wasser setzt. Wir haben deßhalb von der Regierung ein anderes Grundstück begehrt, um das Dorf dorthin zu verlegen; allein seit sechs Monaten hat man uns noch keine Antwort gegeben, weil die Heiden sich dem Vorschlage widersetzen; indessen hoffen wir dennoch unser Ziel zu erreichen. Wie wir für unsere Neophyten einstehen müssen, mögen Sie auch aus Folgendem ersehen. Die Hindus machen sich kein Gewissen daraus, falsche Actenstücke anzufertigen, in welchen sie einen unsern Neophyten versichern lassen, eine bestimmte Geldsumme für dieses oder jenes Stück Land empfangen zu haben; falsche Zeugen unterschreiben das falsche Actenstück, mit welchem in der Hand sich die Heiden nun von den eingeborenen Richtern die Güter der Christen zusprechen lassen. Wenngleich es nicht leicht ist, Gerechtigkeit zu finden, so ist doch klar, daß wir unsere Neubekehrten nicht so unterdrücken lassen dürfen.

„Die Visitationsreise des Msgr. Laouënan in Vikravandhi und Alladhi macht den tiefsten Eindruck; unsere Neophyten fühlen sich dadurch ungemein gehoben und sind ganz stolz über diesen Besuch. Jedes Dorf wollte dem hochwürdigsten Herrn ein Geschenk darbringen und sie gaben, was sie hatten, ein paar Bananen, einige Citronen u. dgl. Das Sacrament der Firmung, das sie empfangen haben, wird sie kräftigen, daß sie die Prüfungen, denen sie ausgesetzt sind, leichter ertragen."

Mſgr. Laouënan ſelbſt hat über dieſe Viſitationsreiſe Einiges mitgetheilt in einem Briefe, den er am 23. März 1875 an den hochw. Herrn Maury gerichtet hat.

„Im Anfang Februar reiste ich,“ ſo erzählt der hochwürdigſte Herr, „von Pondichery ab und kam am 4. Abends nach Vikravandhi, einem großen und reichen Dorfe auf der Heerſtraße von Madras nach Tritſchinopoli. Die Neubekehrten hatten mir einen glänzenden Empfang bereitet: rauchende Fackeln, Raketen, Matappus (bengaliſche Feuer), Trommeln, Trompeten, kurz nichts fehlte, was Geräuſch und Aufſehen erwecken und ein indiſches Feſt verherrlichen kann. Ich mußte das Dorf in ſeiner ganzen Länge durchziehen und da hier niemals ein Biſchof in Pontifikalgewändern geſehen worden, war die ganze Bevölkerung auf den Beinen, und überall ſah ich nur Beweiſe einer ehrfurchtsvollen Bewunderung. Weil wir hier weder eine Kapelle noch ein Wohnhaus beſitzen, hatte P. Arulmarianader die Erlaubniß erhalten, mich im Bungalow eines Ingenieurs zu empfangen, das mit grünen Zweigen und bunten Blumen verziert war. Ich blieb hier drei Tage und firmte 120 Neophyten, die ich ſehr gut unterrichtet fand; vor Allem erſtaunte ich, wie ſie die bei der heiligen Meſſe gebräuchlichen Gebete zu beantworten wußten, man hätte ſie für alte Chriſten halten können.

„Ich beſuchte dort auch ein ſchönes, großes, aber unbebautes Grundſtück, auf welchem P. Arulmarianader ſeine Neubekehrten anſiedeln und wo er auch eine Kirche bauen wollte. Er hatte das Grundſtück ſchon von der Regierung verlangt; ich verhandelte nun auch darüber, ſo gut ich konnte, mit den Lokalbehörden und ſeither iſt das Terrain uns zugeſprochen worden. Durch ſeine Lage ſowohl



Das Hoſpital auf der Inſel Nu (Neu-Caledonien) aus der Vogelperſpective.

als durch ſeine große Zahl von Neophyten ſcheint Vikravandhi beſtimmt, der Hauptort eines neuen Diſtriktes zu werden, ſo daß wir unſere Einrichtungen etwas größer — weil für die Zukunft berechnet — treffen müſſen. Gegenwärtig zählt die katholiſche Gemeinde ſchon mit den Chriſten der nächſten Umgebung 700 Seelen, die beinahe alle Neubekehrte ſind.

„Von Vikravandhi begab ich mich nach Alladhi, wo Abbé Fourcade mich erwartete. Zwiſchen den beiden Dörfern gibt's keinen Weg, ſo mußte ich alſo querfeldein gehen und kam erſt nach mancherlei Umwegen und Unfällen an. Abbé Fourcade empfing mich mit dem gewöhnlichen indiſchen Pomp in ſeiner Baſilika; ſo nennt er die 15 Fuß lange und 8 Fuß breite und mit Stroh bedeckte Lehmhütte, die ihm zugleich als Kapelle und als Wohnung dient. Um mich zu empfangen, hatte er noch eine mit Palmblättern bedeckte Veranda daran gebaut. Weil die Menge in der Kapelle keinen Platz hatte, um die Meſſe zu „ſehen“, wie der tamuliſche Ausdruck für das Beiwohnen der heiligen Meſſe lautet, ſo bauten wir aus ein paar Koffern und einigen Brettern in dieſer Veranda einen Altar, der mir für die Tage meiner Anweſenheit diente. In der Umgebung von Alladhi hat unter Abbé Lignon im Jahre 1861 die Bewegung zum Chriſtenthum begonnen, die ſeither die chriſtliche Bevölkerung verdreifacht hat. Im Jahre 1861 befanden ſich im Diſtrikte von Nangatur nicht einmal 1700 Chriſten, jetzt mehr als 4800. Alladhi ſelbſt liegt zwiſchen zwanzig mehr oder weniger chriſtlichen Dörfern in der Mitte und die katholiſche Pfarrei zählt 1600 Seelen. Wir haben hier ein großes Grundſtück gekauft, auf dem wir Kirche und Pfarrhaus bauen müſſen für die immer zunehmende Gemeinde. Dieſer Tage zeigte Abbé Fourcade mir an, daß außer den 40—50 Katechumenen, die er gerade

Feldmesse auf der Insel Nu (Neu-Caledonien).

unterrichtete, ein ganzes Dorf sich zum Katechumenat gemeldet habe. Es waren dieses die ersten Heiden, die sich direct an ihn wandten; daher war denn unser theurer Mitbruder auch ganz außer sich vor Freuden. Bisher hatten sich die Heiden immer zuerst an P. Arulmarianader gewendet, einen eingeborenen Priester, welcher schon viele Jahre im Distrikte wohnt. Ich brachte drei Tage in Alladhi zu und firmte gegen 100 Neophyten; dann wendete ich mich mit P. Arulmarianader nach Namatur. . . . .

Polynesien.

Neu-Caledonien. Es ist nicht unsere Absicht, auf die Mission von Neu-Caledonien heute näher einzugehen; wir werden später Gelegenheit finden, ihre Geschichte zu erzählen; es sind uns aber von dorther ein paar Bilder zugekommen, zu deren Erläuterung wir ein paar Worte sagen müssen.

Der Name Neu-Caledonien ist unsern Lesern nicht unbekannt. Seitdem ein großer Theil der wegen des Pariser Commune-Aufstandes Verurtheilten dorthin deportirt wurde und mehrere derselben von dort wieder entfliehen konnten, findet sich der Name ja häufig in allen Zeitungen. Neu-Caledonien ist aber eine ziemlich große, östlich von Australien gelegene Insel (181° 30′—184° ö. L. v. Ferro und 20°—22° 25′ s. Br.), welche im Jahre 1853 von den Franzosen in Besitz genommen und seither als Deportationsort benutzt wurde. Die Hauptstadt Port de France oder wie sie nach dem früheren Namen der Halbinsel, auf welcher sie liegt, häufiger genannt wird, Numea, wurde im Jahre 1854 an der Südwestküste gegründet. Der Hauptstadt gegenüber und die Bai von Numea gegen das hohe Meer hin abschließend liegt eine kleine Insel, Nu genannt; hier errichteten die Franzosen ein großes Gefangenendepot, bestimmt, die aus Frankreich anlangenden Gefangenen zuerst aufzunehmen und zu acclimatisiren; erst wenn sie sich hier acclimatisirt haben, werden sie je nach den Bedürfnissen der Kolonie und je nach den verschiedenen Classen, zu denen sie ihrer Aufführung nach gehören, entweder in die Lager vertheilt, die über die Insel hin mit Straßenbau oder mit andern öffentlichen Arbeiten beschäftigt sind, oder auch als halbfreie Arbeiter an die Kolonisten vermiethet. Meistens bleiben sie daher nur kurze Zeit im Gefangenendepot, in welchem doch noch immer durchschnittlich 1000 sich befinden. Außer diesem Depot und dem für die bewachende Mannschaft bestimmten Fort befindet sich auf der Insel Nu auch noch das große Hospital für die Transportirten, welches von Schwestern des hl. Joseph (Cluny) verwaltet wird. Die Mission in Neu-Caledonien ist der Congregation der Maristen anvertraut; am 4. April 1873 wurde Msgr. Ferdinand Vitte zum apostolischen Vikar dieser Mission ernannt, nachdem sie seit dem Tode des apostolischen Vikars, Msgr. Douarre, d. h. seit dem 27. April 1833 verwaist gewesen war. Nachdem derselbe am 4. Mai 1873 zum Bischof von Anastasiopolis i. p. i. geweiht worden war, reiste er im darauffolgenden Juni nach seiner Mission ab. Unsere Illustration zeigt uns die erste kirchliche Feierlichkeit, welche er auf der Insel Nu abhielt. Es war am Weißen Sonntag 1874, als er begleitet vom hochw. P. Frayſſe auf Nu landete, um vor den Gefangenen ein Pontificalamt zu halten. Im Garten des Hospitals, am Fuße eines weitästigen Banianenbaumes (ficus polixa) war ein prächtiger Altar aufgeschlagen und von den Gefangenen unter Leitung der Schwestern mit Blumenkränzen und Inschriften geschmückt; während auf den beiden Vordersäulen die Inschriften an Pius IX. und an das Vaterland der Missionäre und der Gefangenen erinnerten, enthielt die mittlere den Wahlspruch des Bischofs: Traham eos in vinculis caritatis, „Ich will sie (an mich) ziehen mit den Banden der Liebe“, ein Wort, das nicht weniger gut für die Gelegenheit paßte, als auch die über der Inschrift von einem Gefangenen improvisirte Gruppe des guten Hirten. Kaum hatte die Regimentsmusik die Ankunft des Prälaten verkündet, da füllten sich auch schon die langen Alleen des Gartens; von allen Seiten wurden die Gefangenen herbeigeführt, um in den vor dem Altar angebrachten Bänken dem Hochamte beizuwohnen; die ersten Reihen der Bänke waren von den Schwestern, den Offizieren und Oberbeamten des Gefangenenhauses eingenommen. Nach dem Pontificalamt nahm Msgr. Vitte Mitra und Stab, um vom Altar aus seine Hirtenworte an diesen unglücklichen Theil seiner Heerde zu richten; der Segen mit dem hochwürdigsten Sacramente beschloß die Feierlichkeit, welche auf die Gefangenen einen tiefen Eindruck machte.

Einer derselben wollte das Andenken an diese Feier erhalten, indem er vor dem Schlusse derselben eine Zeichnung entwarf; diese liegt unserer Illustration zu Grunde. Die andere gibt die von demselben Gefangenen entworfene Skizze des Hospitals wieder. Am 25. Februar d. J. (1875) fand eine nicht weniger schöne Feier statt. In Gegenwart des Gouverneurs der Colonie legte Msgr. Vitte den Grundstein zur ersten Kirche auf der Insel Nu; dieselbe wird auf der Anhöhe gebaut, welche das Gefangenendepot vom Hospitale trennt.

Britisches Nordamerika.

Vancouver-Archipel. In der Novembernummer des vorigen Jahres (1874, S. 243) haben wir einen Brief des hochw. Bischofs von Vancouver, Msgr. Seghers, mitgetheilt, in welchem derselbe über eine Missionsreise berichtet, die er im Frühjahr 1874 zu den noch heidnischen Indianerstämmen der Westküste der Insel gemacht hatte. Der Erfolg war damals ein weit günstigerer, als der hochwürdigste Herr erwartet hatte. Dadurch ermuthigt hat er nun im September und October 1874 in Begleitung des Abbé Aug. Brabant eine zweite Reise zu diesen Stämmen unternommen. Der folgende Brief des Msgr. Seghers, datirt aus Victoria (Vancouver) 4. März 1875, gibt uns einen Bericht über diesen zweiten Missionsversuch.

„Wir schifften uns auf demselben Schooner ein, auf dem wir im Frühjahr so glücklich gereist waren. Am 2. September 1874 verließen wir Victoria und langten sechs Tage später in Jucluliet an ohne andern Zwischenfall, als daß wir einige Stunden auf einer Sandbank aufsaßen; doch die steigende Meeresfluth half uns bald über diese Schwierigkeit hinweg. Am 8. September, am Feste Mariä Geburt, verließen wir Jucluliet auf einem kleinen Nachen, den drei Indianer bedienten. In drei Tagen legten wir längs der Küste hin 80 (See-) Meilen zurück. In Nutka, das ehemals den Spaniern gehörte, trafen wir ein englisches Kriegsschiff. Sobald der Kapitän, ein Protestant, von unserer Ankunft hörte, stieg er sofort an's Land und bot sich an, uns zu dem Lager der Kiuquots, dem Ziele unserer Reise, zu bringen. Da es in unserem Plane lag, uns direkt nach dem Kap Cook zu begeben, um von da aus bei unserer Rückreise nach Victoria die einzelnen an dieser Küste gelegenen Niederlassungen zu besuchen, nahmen wir das Anerbieten des Kapitäns dankbar an. Folgenden Tags, Morgens 5 Uhr, verließen wir Nutka auf dem Boxer (so hieß das Schiff), und wir müssen gestehen, daß wir auf demselben von Seite der englischen Offiziere das freundlichste Entgegenkommen fanden.

„Jedem Indianerdorfe statteten wir nun einen Besuch ab, wobei uns dann jedesmal die Wilden auf ihren Kähnen zum nächstgelegenen Dorfe brachten. Nur bei den Clayoquots sahen wir uns gezwungen, auf diese Art der Weiterbeförderung zu verzichten. Das Meer war so stürmisch, die Wogen gingen so hoch, daß die Indianer nicht wagten, sich mit einem Nachen dem tobenden Elemente anzuvertrauen. Um keine Zeit zu verlieren, entschlossen wir uns, unsere Reise zum nächsten Dorfe des Jucluliets zu Fuß fortzusetzen. Dazu brauchten wir drei Tage und zwei Nächte, während welcher Zeit sich der Regen in Strömen ergoß; dabei mußten wir uns selbst bald einen Weg durch das Gestrüpp bahnen, bald längs der Küste hin von Fels zu Fels klettern; auch unser Mundvorrath ging zu Ende, so daß rohe Meermuscheln unsere einzige Nahrung waren. Am Abende des dritten Tages kamen wir in Jucluliet an; es war hohe Zeit. Schuhe und Kleider waren zerfetzt und wir selbst vor Hunger und Müdigkeit entkräftet. Von hier aus besuchten wir der Reihe nach noch die Toquats, die Ochyots, die Sischats und die Opitschasats. Darauf durchwanderten wir quer die Insel, segelten dann an der Ostküste entlang auf einem Nachen nach Nanaimo und erreichten von dort Victoria nach einer Abwesenheit von mehr als zwei Monaten. So viel über unsere Reise im Allgemeinen; ich will nur noch einige Einzelnheiten anführen über unsere Aufnahme bei den Matschelats; es ist dieß der Indianerstamm, den wir für den besten aller Stämme auf der Westküste unserer Insel halten.

„Die Matschelats wußten schon, daß wir in der Nähe seien. Als die Regenzeit heranrückte, war der ganze Stamm der alten Sitte gemäß an den Fuß eines hohen Gebirges übergesiedelt, um daselbst zu überwintern. Ein mehr als 40 Meilen langer Meeresarm führt von diesem Gebirge zum Stillen Ocean. Gleich bei unserer Ankunft hatte der Häuptling, der die Meeresküste nicht verlassen hatte, zwei der uns begleitenden Wilden abgeschickt, um den Stamm zurückzurufen. Das war nicht nothwendig gewesen. Der ganze Stamm kam schon von selbst zurück, indem er sich nach Leibeskräften der Ruder bediente. Am Abend vorher hatten wir uns, von der Nacht überrascht, unter freiem Himmel am kieseligen Meeresufer schlafen gelegt. Eine Familie der Matschelats hatte aus der Ferne unser Feuer gesehen und in aller Frühe unsere Ankunft gemeldet. Anstatt sich daher nach ihrem Dorfe zu begeben, stiegen die Matschelats auf der andern Seite der kleinen Bucht herab, wuschen sich in einem nahen Bache, legten ihre schönsten Kleider an und machten sich auf, uns aufzusuchen.

„Gegen 2 Uhr Nachmittags sahen wir ungefähr 20 Boote in der Richtung nach dem Meere segeln; plötzlich wendeten alle auf ein gegebenes Zeichen gleichzeitig die Segel, und von einem günstigen Winde getrieben näherte sich die kleine Flotte schnell nach unserer Seite hin. Stillschweigend landeten sie; ihre Bekleidung bot einen gar komischen Anblick. So sahen wir ein Kind, das in ein bis zur Erde herabwallendes Gewand eingemummt war, am Halse aber einen langen papierenen Kragen trug. Auf dem Rücken eines alten Indianers, der sich sein Festgewand aus einem Mehlsack verfertigt hatte, las man noch in großen Buchstaben: „Kaiserliche Mühle".

„Der ganze Stamm versammelte sich bei der Hütte des Häuptlings; es war dieß die einzige, die noch aufrecht stand; denn bei der Übersiedlung in's Winterlager pflegen die Wilden ihre Hütten abzubrechen und mit sich zu führen. Dann baten sie uns um die Erlaubniß, ihre Gebete hersagen zu dürfen. Alle machten das heilige Kreuzzeichen und beteten zusammen das Vaterunser und den englischen Gruß so genau, daß auch nicht ein Wort fehlte.

„Wir machten uns sofort an die Arbeit, und noch vor unserer Abreise wußten nicht nur Alle das Glaubensbekenntniß, die Gebote Gottes und der Kirche auswendig, sondern konnten auch die einzelnen Punkte dieser Gebete erklären. Abends, wenn der Unterricht geschlossen war, verließen die Wilden die Hütte des Häuptlings, um sich zur Ruhe zu begeben. Die Witterung war sehr ungünstig; um sich gegen den Regen zu schützen, schliefen sie des Nachts unter den Segeln, welche sie in Form von Zelten ausgespannt hatten. Ich drückte dem Häuptling mein Bedauern aus, seine Leute so großen Strapazen ausgesetzt zu sehen, und machte ihm den Vorschlag, sie folgenden Tags zu entlassen, da wir selbst uns zum nächstgelegenen Dorfe begeben wollten. Aber die guten Indianer antworteten lachend: „Kaltasch okuk lain," „dieses Regenwetter ist für uns ja nur eine Kleinigkeit."

„So brachten wir drei Tage in ihrer Mitte zu. Am Abende des dritten Tages errichteten wir auf der Spitze eines Felsens, der den Meeresarm beherrscht und weithin sichtbar ist, ein 23 Fuß hohes Kreuz. Welchen heiligen Eifer zeigten da unsere Wilden, das nöthige Holz herbeizuschaffen und zu bearbeiten, schwere Steine herbeizuschleppen, mittelst welchen dasselbe im Boden befestigt werden sollte, und mit welchen Zeichen tiefster Ehrfurcht trugen und geleiteten sie das Kreuz auf die Spitze des Felsens! Dort angekommen, sagten die Indianer laut ihre Gebete her und sangen einige Lieder. Alsdann benedicirte ich das Kreuz, und nun richteten die Jünglinge dasselbe in die Höhe und befestigten es in der Erde; zum Schlusse feuerten sie ihre Gewehre ab, um weithin zu verkünden, daß hier, wo Satan so lange geherrscht, in Zukunft der Kreuzesbaum Früchte der Tugend und des Glückes tragen werde.

„Fünfunddreißig Kinder, die seit unserem ersten Besuche hier geboren worden, haben die heilige Taufe empfangen. Ein junges Mädchen, das sehr krank war, wurde auf den Tod vorbereitet. Großen Trost gewährte es uns, zu sehen, welchen Nutzen die Wilden aus unsern Belehrungen schöpften. Sie haben eine ungemein große Liebe zu ihren Kindern. Bei unserer Ankunft bei den Kiuquots fragten wir einen Mann, Namens Nemecaus, wie sich sein kleiner Knabe befinde, den wir im verflossenen Frühjahr getauft hatten. „Er ist todt," erwiederte er. Wir sagten nichts weiter, da wir darauf gefaßt waren, er werde heftige Klagen gegen den Heiland ausstoßen, dessen Taufe nicht einmal das Leben eines Kindes habe erhalten können. Doch nein, er sagte nichts. Ich fragte ihn dann, ob er beim Tode seines Kindes großes Leid empfunden hätte. „Nein," antwortete er, „und auch meine Frau nicht. Allerdings, wären Sie nicht zu uns gekommen, wir wären untröstlich gewesen. Jetzt aber wissen wir, daß unser Kind im Paradiese ist, weil der Priester seine Seele rein gewaschen hat; deßhalb fühlen wir auch nicht die geringste Traurigkeit."

„Zum Schlusse kann ich Ihnen noch die freudige Mittheilung machen, daß ich, Dank der Hilfe des Werkes der Glaubensverbreitung, bis Ende dieses Jahres in Victoria ein katholisches Spital, in Nanaimo ein Kloster, eine Mädchenschule und einen Missionär haben werde, und daß bei unsern lieben Wilden der Westküste eine bleibende Seelsorger-Station errichtet sein wird."

Miscellen.

Die Aussätzigen. Bereits aus verschiedenen Missionen haben wir verzeichnen können, mit welcher Liebe sich die katholischen Missionäre der Aussätzigen annehmen; in Polynesien (Molakai) weiht sich P. Damian Deveuster ganz ihrem Dienste; in Westindien (Cocorita) sind es die Dominikanerinnen, welche durch dieses Liebeswerk Seelen zu gewinnen suchen; auf Madagaskar (bei Tananariva) hoffen die Jesuiten durch die Sorge für diese Verlassenen reiche Gnaden auf ihre andern Arbeiten herabzuziehen; auch in In-

dien vergessen die katholischen Missionäre nicht, daß sie die rechtmäßigen Nachfolger jener sind, die vom Herrn gesendet wurden, Alle für ihn zu gewinnen. Einem Briefe des hochw P. Serasset S. J., eines Schweizers, aus Belgam (Apostol. Vikariat Bombay) Ende December 1874 entnehmen wir darüber folgende Worte: „Ich bin auch mit der Leitung zweier Aussätzigen-Spitäler betraut, von denen eines für die Männer, das andere für die Frauen bestimmt ist. Sie können sich keine Idee machen von den Verwüstungen, welche der Aussatz am menschlichen Körper hervorbringt; er frißt gleichsam die Füße und Hände und andere Gliedmaßen ab, so daß die armen Aussätzigen kaum noch kriechend sich fortbewegen können und in allen Dingen unterstützt werden müssen. Der Aussatz ist in diesem Theile Indiens gar nicht selten; die davon Ergriffenen müssen ihre Familien verlassen und abgesondert, weit von den Dörfern, sich eine Wohnung suchen; die, welche hier in der Umgegend davon befallen werden, flüchten meistens zu uns. Wir geben ihnen Obdach und Nahrung und trachten sie zur Taufe vorzubereiten; nur wenige sterben, ohne dieses heilige Sacrament empfangen zu haben. Noch jüngst begrub ich eine arme aussätzige Frau, die weither zu uns gekommen war. Als sie kam, war sie schon von einer so großen Eingezogenheit und Bescheidenheit, daß man sie für eine christliche Jungfrau hätte halten sollen; der liebe Gott schien ihr den Aussatz nur geschickt zu haben, damit sie die Gelegenheit finde, sich taufen zu lassen. Sie starb wie eine Heilige" . . . .

Die katholische Kirche in den Neu-England-Staaten. Neu-England ist der gemeinschaftliche Name für die ehemals zu England, jetzt aber zur großen nordamerikanischen Republik gehörigen Staaten Maine, Vermont, Massachusetts, New-Hampshire, Rhode-Island und Connecticut. Bereits vor der Wiederentdeckung Amerika's durch Christoph Columbus sollen in diesen Staaten von den Norwegern katholische Kolonien gegründet worden sein; ein alter Thurm zu Newport (Rhode-Island) wird als Überrest eines katholischen Gotteshauses aus dem 12. Jahrhundert gezeigt. Indessen wie dem auch sein mag, die katholische Kirche, von der wir hier sprechen wollen, ist viel jüngeren Datums. Die ersten Ansiedler in diesen Staaten waren bittere Protestanten und von katholischem Gottesdienste konnte erst hier die Rede sein, als die Republik bereits gegründet war und in ihrer Constitution die Toleranz anerkannt hatte. Im Jahre 1784 wurde zuerst in Boston ein Haus zur Abhaltung des katholischen Gottesdienstes gemiethet, 1788 kaufte man den Hugenotten eine kleine Kapelle ab und machte aus ihr die Kirche zum heiligen Kreuz. Indessen wurde die Zahl der Katholiken in ganz Neu-England im Jahre 1800 erst auf 1200 Seelen geschätzt, von denen die meisten in Boston lebten. Nur vier Priester gab es damals im ganzen weiten Gebiet der heutigen Kirchenprovinz Boston. Gegenwärtig besitzen die Katholiken dort 427 vollendete und 30 im Bau begriffene Kirchen, 107 Kapellen und Stationen, 477 Priester, 6 Collegien, 35 höhere Töchterschulen, 98 Pfarrschulen, 12 Waisenanstalten, 13 Klöster und gegen 863,000 Kommunikanten.

Deutsch-österreichisch-holländisches Missionshaus. Herr Arnold Janssen, Priester der Diözese Münster, theilt uns in einem vom 30. Juni datirten Briefe mit, daß er von dem hochwürdigsten Episcopate Deutschlands, Oesterreichs und Hollands autorisirt sei, ein Missionsseminar für diese Länder zu gründen. Bereits wurde ein Haus zu diesem Zwecke angekauft und „die Eröffnung der Anstalt wird," so schreibt Herr Janssen, „aller Aussicht nach dem Ankaufe baldigst folgen. Die Lage ist sehr schön, dicht an der Maas zu Steyl, eine Stunde südlich von Venloo (Holländisch Limburg), 15 Minuten vom Bahnhof Tegelen (Venloo-Mastrichter Eisenbahn), 5 Viertel Stunden von der preußischen Post Kaldenkirchen, also im Mittelpunkte eines regen Verkehrs nach vielen Seiten In Bezug auf die innere Einrichtung der Anstalt werden wir nichts Wichtiges ohne den Rath des Diöcesanbischofs von Roermond unternehmen. Was die Personenfrage angeht, so ist die gegenwärtige Zeit offenbar für den Beginn unseres Unternehmens eine sehr günstige, ungünstiger ist sie aber für die Geldfrage. Wir richten deßhalb auch an Sie die dringende Bitte, die Interessen der neugegründeten Anstalt in Ihren „Katholischen Missionen" gütigst wahrnehmen zu wollen."

Wir denken ausführlicher auf dieses neue Unternehmen zurückzukommen, sobald die Anstalt eröffnet ist; es scheint der Plan zu bestehen, neben einem eigentlichen Missionsseminar eine sogenannte apostolische Schule zu errichten — gewiß ein guter Gedanke, wenn die erforderlichen Mittel vorhanden sind. Noch manches Scherflein aber wird gespendet werden müssen, bis das Werk fest gegründet ist und die deutsche Anstalt ihren älteren Schwestern in England, Belgien, Italien und Frankreich ebenbürtig an die Seite treten kann. Indessen haben wir schon so viele Beispiele der Großmuth der deutschen Katholiken gesehen, daß wir trotz des Brodkorbgesetzes den Gründern der Anstalt wohl die Versicherung geben dürfen, an der Geldfrage werde ein katholisches Unternehmen in Deutschland nie scheitern. Selbstverständlich sind wir gerne bereit, etwaige Gaben dem Herrn A. Janssen zu übermitteln.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für den Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:	
Von Pf. L. Sch. in Kellberg bei Passau	30 —
Aus Immelstetten und Wald	9 —
Für das Waisenhaus in Bethlehem:	
Von H. B.	15 —
Aus dem schlesischen Isergebirge	10.45
Von J. N. in Diedenhofen	10 —
Von N. N. einen Muttergottes-Ducaten.	
Für den Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von Pf. L. Sch. in Kellberg bei Passau	30 —
Von A. P. in Zwiefalten	18 —
Von F. Do. in Hzk.	120 —
Von Dr. K. in P.	6 —
Von X. Y.	30 —
Durch Pfarrer Beyer	20 —
Durch P. Tobner in Höritz	18.38
Für den Bonifacius-Verein:	
Von Dr. K. in P.	3 —
Durch Pfarrer Ries	1.40
Durch Pf. Ruggle in Gossau	72.64
Für verschiedene Zwecke:	
Durch Dombecan Egger in St. Gallen	120 —
Vier Studenten der Theologie	7.50
Von Aidhausen (Bisthum Würzburg)	90 —
Von R. B. W. Trier	15 —
Von M. W. Rieblingen, Württemberg	42.86
Durch Pf. Schleyer in Krumbach	7.16
Dem Herzen Jesu sei Dank	3 —
Von Paul Burkhard, Ravensburg	25 —
Aus der Pfarrei Mattsies und Umgegend	41.14
Von K. A. B. H.	8 —
Gelobt sei Jesus Christus	100 —
Von Sch. in Ellwangen . . . fl. 31. 36 kr.	54.17
Durch Caplan Siebold	17.14

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.